

Reich und Ausland: Zeitungspreisliste. Bayern: Zeitungsnummer 546.

Geschäftsstelle:
M. DuMont Schauberg, Straßburg i. Els.
Vertretung für Bayern und Württemberg: **Max Eichinger**, Königl. Hofbuchhändler, **Ansbach** (Bayern).
Zu beziehen: Durch die Geschäftsstelle; außerdem in **Straßburg** durch die **Elsässische Aktiengesellschaft** vorm. **A. Ammel**. In **Basel** durch **J. Nordmann**, Socinstraße 36. In **Zürich** durch **A. Schneider**, Badenerstraße 123.

Bezugsbedingungen:
Pro Quartal per Post 75 Pfg. (exkl. Zustellungsgebühren), per Streifband M. 1.25. In **Frankreich** unter Streifband 2.50 Fr. das Vierteljahr, 10 Fr. das Jahr. In der **Schweiz** per Post 4 Fr. das Jahr ohne Bestellgeld, unter Streifband 10 Fr. das Jahr. In **Oesterreich** per Post 4 Kr., per Streifband 9 Kr. das Jahr. In **England** 2 Schilling, **Amerika** 50 Cents per Vierteljahr.
— Inserate nach Tarif. —

Abonnements nimmt jede Postanstalt entgegen.

IV. Jahrgang. Ansbach-Straßburg, 15. Oktober 1913, 14. Tischri 5674. Nr. 42/43

Inhalt.

Leitartikel: Zum Laubhüttenfeste. — Der Kiewer Ritualmordprozeß. — Die Volksschulfrage und der Deutsch-Isr. Gemeindebund. — Brief vom Lande. — Aus aller Welt. — Köver-Ovaus. — Korrespondenzen. — Wochenkalender. — Gebetszeiten. — Familiennachrichten. — Rätsel-Ecke. — Briefkasten. — Lustige Ecke. — Vermischtes. — Die Krone des Propheten. — Der Traumdeuter. — Gedaljah. — Wochenabreißkalender. — Inserate.

☛ Wegen des Festes erscheint die Nr. 42|43 als Doppelnummer (24 Seiten stark).
Die nächste Nummer erscheint am 31. Oktober.

Zum Laubhüttenfeste.

Auf die Tage des Ernstes und der Weihe, der Selbstprüfung und der Rückkehr folgt die Zeit der Freude vor Gott, das liebliche Laubhüttenfest. Wie offenbart sich hierdurch so charakteristisch die jüdische Lebensanschauung! Zuerst die Zeit der Entsagung und der Sühne, dann das Fest der Freude. Nur der Sündenreine kann in Wirklichkeit heitere Gemütsstimmung empfinden, nur unter dem Strahle des göttlichen Wohlgefallens kann uns Freude am Dasein mit den von Gottes Allgüte gewährten Gütern erblühen; nachdem der läuternde Ernst des Versöhnungstages Vergebung und Reinheit erwirkt, kann und soll lebensfrohe Heiterkeit in Herz und Gemüt einkehren. Denn das Judentum ist weit entfernt, dem heiteren Lebensgenuß hindernd in den Weg zu treten; es weist seine Bekenner wiederholt auf irdisches Glück und Wohlergehen hin, die bei Beobachtung der göttlichen Vorschriften zu erreichen sind; es will aber den sinnlichen Genuß adeln und heiligen und vor Geist und Körper schädigenden Ausschreitungen bewahren. Ja, es lehrt, daß die aufrichtige, religiöse Heiterkeit nicht minder Gottesdienst ist, als der fromme Ernst. „Deine Freude an Sabbaten und Festtagen, wenn sie aus gotterfülltem Innern kommt, ist ebenso gottgefällig, als deine Zerknirschung in den Tagen der Buße." (Cusari, Dialog II, 50.)

Aber nur das Laubhüttenfest kann ein wahres Freudenfest sein, weil es so wirkungsvoll das zuversichtliche Vertrauen auf Gott und das Walten seiner gnadenreichen Vorsehung veranschaulicht. „Mit ihm freut sich unser Herz, weil wir auf seinen hl. Namen vertrauen." (Ps. 33.) Denn der Aufenthalt unter dem Laubdache führt die Erinnerung zurück in die Jugendzeit unseres Volkes, in welcher unsere Ahnen dem Rufe Gottes in hingebungsvollem Vertrauen gefolgt waren in die unwirtliche Wüste, in die rauhe Wildnis; in vierzigjähriger Wanderung durch die Schrecknisse der Einöde lernten sie in gläubiger Zuversicht aufzublicken zu dem Gotte ihres Lebens, der sie in wunderbarer Wolkenhülle deckte gegen alle Not und Gefahr; zum frischen labenden Quell ließ er ihnen den dürren Felsen werden und aus den Wolken spendete Er ihnen das Brot der Nahrung. Und diese göttliche Wunderkraft hat sich auch in späteren Jahrhunderten an unseren Vätern bewährt, als ihnen das Dasein gar oft zur rauhen, gefahrvollen „Wüste" geworden, als die Macht erbitterter Feinde den Vernichtungskampf gegen sie führte. Da war es wieder die göttliche Wolkensäule, die ihnen voranzog, das Manna seiner Gnade, das sie labte und die göttliche Hilfe, die sie hoch emportrug über jeden Abgrund, der sie zu verschlingen drohte. Und diese Lehre aus unserer wunderbaren Vergangenheit im Leben der Gegenwart zu beherzigen, dazu soll das Wohnen in dem gottgeheiligten Raum der Festhütte uns anleiten. Wir verlassen beim Herannahen der rauhen Jahreszeit unsere festen Wohnungen und ziehen in die leichtgezimmerte Festhütte, um zu bekunden, daß wir uns im Laubzelte eben so sicher glauben, als in der festen Wohnung unter den Fittigen der göttlichen Fürsorge, des göttlichen Schutzes, der dem Aermsten eben so sicher ist, wie ihn der Reichste nie entbehren kann. In festerem Vertrauen blicken wir durch die Wölbung der Laubdecke auf zum ewigen Vater, von dessen Allwaltung wir zu jeder Zeit abhängig sind; in Fülle und Wohlstand werden wir uns in dünkelhaftem Stolz nicht überheben und in Armut und Dürftigkeit unter der Wucht der Sorgen nicht verzweifeln. Aber nicht bekümmert und sorgenvoll sollen wir in der Festhütte wohnen, die das Gottvertrauen erbaut und die die Gottesliebe deckt — zu Frohsinn und Heiterkeit sind wir darin berufen, mit unserer Familie und vor dem Angesichte Gottes uns zu freuen der Segnungen, die der Schoß der Erde das Jahr hindurch in reicher Fülle gespendet, an welche die vier Pflanzenarten ארבעה מינים so gedankenvoll erinnern. Und in diese Festesfreude sollen auch diejenigen mit eingeschlossen werden, welchen das Jahr keinen reichen Erntesegen gebracht hat: „Freue dich an diesem Feste mit den Deinigen, gedenke aber auch

der Armen und Dürftigen, die in deiner Mitte wohnen". (Deuteron. 16.) Unter dem gleichen, schlichten und schwachen Laubdach begeht ja der Reichbegüterte das Fest der Freude wie der Besitzlose, damit der Gottgesegnete sich dem Mitgefühl nicht verschließe und bereit sei, dem Dürftigen von dem eigenen Ueberfluß mitzuteilen, damit auch das Glück des Hilfsbedürftigen durch den Strahl der festlichen Freude erheitert werde. Lehrt ja der demutsvolle Aufblick zu Gott, wozu das Suckohgebot anleitet, daß Reichtum und Wohlstand nur Seinem Wohlgefallen zu verdanken sind und der Reiche sich nur so lange deren freuen kann, solange es der Wille der göttlichen Waltung ist. Und diese Lebenswahrheit kommt in sinniger Weise zum Ausdruck in den Gebeten dieses Festes, wo des Jahres Ernte vollendet ist und wir beruhigt und sorgenfrei in die Zukunft zu blicken uns berechtigt halten. Gar oft sprechen wir gerade in diesen Tagen die Bitte aus: הושע נא daß der ewige Vater uns nahe sein möge mit seinem Beistand. Wir bekennen damit, daß wir nicht auf die Güter dieser Erde unsere Hoffnung setzen, mögen wir auch in reicher Fülle davon gesammelt haben; sind sie ja nichtig und vergänglich, werden wir sie ja einst nach den sieben Jahrzehnten unseres Erdenwallens verlassen müssen wie wir aus der Laubhütte nach siebentägigem Aufenthalt scheiden.

Und dieses unerschütterliche, durch nichts zu beirrende Gottvertrauen, das sich Israel alljährlich in den heiligen Räumen der Laubhütte ins Bewußtsein ruft, wird einst, so verkündet der Mund des Propheten (Secharja 14) zum Gemeingut der Allmenschheit werden. Alle Völker werden, am Ziele aller geschichtlichen Entwicklung angelangt, wenn das Morgenrot der Gotteserkenntnis und des ewigen Friedens am Horizonte der Menschheit aufleuchtet, hinaufziehen in die Gottesstadt, um dem Herrn der Welt zu huldigen und das Hüttenfest zu feiern.

Rabbiner Schüler.

Der Kiewer Ritualmordprozeß.

Um den Prozeß herum.

Die Spannung der Geister ist in den letzten Tagen, die dem Prozeß vorangingen, außerordentlich gewachsen. Es bilden sich auch in den christlichen Kreisen kompakte Mengen heraus, die über die Inszenierung des Ritualmordprozesses entrüstet sind. Arbeiter und Studenten haben Protestversammlungen abgehalten. Die Erregung greift um sich. Eine ernste, feierliche Stimmung schwebt über ganz Kiew, über einem großen Teil Rußlands. Das Bewußtsein wird allgemein, daß der Prozeß für Rußland einen historischen Moment darstellt. Zwei Lager stehen sich einander entgegen, die beide ihre ganze Kraft anstrengen.

Sogar konservative, antisemitische Zeitungen, wie „Kiewilianin" werden von der Wucht der Bewegung mitgerissen. Nach dem ersten Prozeßtage veröffentlichte das Blatt einen sensationellen Artikel, der ihm ungeahnten Absatz brachte. Man riß sich um die Nummer. Man bot für das Exemplar, das sonst 3 Kopeken kostet, bis zu 100 Rubel, also hundertmal so viel. Wahr ist, sagt das Blatt, daß die Juden alles versucht haben, um Beilis Freilassung zu erzwingen. Aber, das muß man sagen, die Anklageschrift gegen Beilis hat weder Hand noch Fuß. „Wie können die russischen Behörden mit einem solch elenden Dokument die öffentliche Meinung der ganzen Welt herausfordern? Die Gerichte sind nicht dazu da, um sich zum Werkzeug der politischen Parteien herabwürdigen zu lassen. Mag es auch im Interesse dieser Parteien liegen, die Möglichkeit des Ritualmords zu beweisen, so steht es dem Staatsanwalt doch keineswegs zu, das Material zu einem derartigen Prozeß zu liefern und sich zu diesem Zwecke des Beilis zu bedienen, wie ein Vivisektor ein Versuchstier gebraucht." Die Zeitung hatte diese Offenheit mit einer Geldstrafe zu bezahlen. Die beiden großen Warschauer polnischen Zeitungen, der Slovo und der Kurier Polski, schreiben Artikel ähnlichen Inhalts und schließen: Ob Beilis der Mörder Justinskys ist, können wir nicht wissen; wir betonen nur, daß wir katholische Polen an das Blutmärchen nicht glauben. (Interessant sind die Aeußerungen amerikanischer Zeitungen. „Evening Post" New-York sagt: Im Tisza—Eslar-Prozeß konnte das judenfeindliche Komplott erst sechs Wochen nach Beginn des Prozesses nachgewiesen werden, so daß der Staatsanwalt die weitere Verfolgung einstellen mußte; in Kiew sei die Ritualmordanklage schon wenige Tage nach Anfang der Verhandlungen zusammengebrochen. Die „Evening Sun" sagt, die Welt müsse erschüttert sein über den Mißbrauch der Amtsgewalten in diesem Prozeß und über den mittelalterlichen Geist, der ihn durchwehe.

Im Mittelpunkt des Prozesses wird jedenfalls die Wera Tschebriakowa stehen, um die sich die Verbrecherbande bewegte, die den Mord begangen hat. Man darf im Verlaufe des Prozesses auf Ueberraschungen gefaßt sein, die die Welt in Erstaunen setzen werden. (Diese Ueberraschungen sind bereits eingetreten. R.) Der Journalist Brasul-Bruschkowski hat durch private Untersuchung die geheimen Fäden des Verbrechens ziemlich bloßgelegt und dabei ganz außergewöhnliche Fähigkeiten bewiesen. Die Gerichtsbehörde hat aber das Resultat seiner Untersuchung, das auf die Tschebriakowa hinwies, verworfen. Jetzt ist er sowohl, wie der frühere Chef der Kiewer Geheimpolizei, der sein Gehilfe bei seiner Untersuchung war, als Zeugen geladen. Sie lassen beide verstehen, daß sie noch nicht alles gesagt haben, was sie wissen. Die Aufgabe der Verteidiger ist eine ungeheure. Ein Labyrinth von Beweisen, Leugnungsversuchen, Widersprüchen, wie bei der Affäre Dreyfuß, gilt es zu entwirren, und dabei von allen Geschehnissen ein so klares Bild zu entwerfen, daß es den Geschworenen verhältnismäßig leicht wird, über die verwickelte und künstlich zusammengeschnürte Anklageschrift hinweg zu kommen. Die Verteidiger haben zum Teil eine Riesenarbeit bewältigt, vor allen Grigorowitsch-Barski. Dieser hat schon zwei Jahre ohne Unterlaß an dieser kolossalen Aufgabe gearbeitet, ohne andere Belohnung als die Befriedigung, im Dienste der Wahrheit zu stehen. Wenn in den Prozeß Licht gebracht wird, wird er einen großen Anteil daran haben. Der Schlüssel des ganzen Wirrsals, in dem der Prozeß sich bewegt, ist die beglaubigte Tatsache, daß Justinsky die Verbrechergeheimnisse der Räuberbande kannte, die bei der Tschebriakowa ihr Nest hatte. Er kannte die Macht, die ihm dies Wissen verlieh. Wenn er mit dem verstorbenen Chenia, dem Sohne der Tschebriakowa, in Streit geriet, pflegte er ihm zu drohen: „Ich werde über Deine Mutter sagen, was ich über sie weiß." Er war der Mitwisser der Geheimnisse, darum mußte er verschwinden. Wer hat den Ritualmord aufgebracht? Die Räuber selber oder die Schwarzen Hundert? Die Verteidiger halten das zweite für richtig.

Vor dem Beginn.

Seit 9 Uhr vormittags ist der Platz vor dem Gerichtsgebäude von Menschen gefüllt. Ein großes Aufgebot von berittenen Gendarmen und Schutzleuten, das Gewehr im Arm, haben den Platz, die Zugänge zum Gerichtsgebäude und zu den Straßen besetzt, die auf den Platz münden. Man darf sich frei bewegen, doch nicht stehen bleiben. Etwa zehn russische junge Leute verkaufen ungehindert an die Vorübergehenden die Giftliteratur der Ritualmordleute. Und solche Dinge werden geduldet, sagen vorübergehende Christen. Freilich, der Gouverneur von Kiew hat gesagt, er duldet keinen Progrom, aber giftige Hetzliteratur ist doch noch

kein Progrom. Der Gouverneur von Kiew hat den Rabbiner von Kiew Gurewitsch und den Millionär Brodsky zu sich beordert und ihnen gesagt: „Sorgen Sie, daß sich Ihre Glaubensgenossen ruhig verhalten". Dagegen die Zeitungen des Doppeladlers, die schwarzen Hundert dürfen in Tausenden von Exemplaren ihre teuflischen Verleumdungen verbreiten. „Mich wundert", sagte der Gouverneur zu Brodsky, „daß Ihr Euch alle so stark für einen einzelnen Juden, für eine Sekte verwendet." „Es gibt keine Sekte unter uns", erwiderte Brodsky. „Man richtet mich und das ganze jüdische Volk." Die Kiewer Abendzeitung „Postlednia Nowosti", die das von den angesehensten Rabbinern Rußlands gelegentlich des Prozesses verfaßte hebräische Gebet gebracht hatte, wurde bestraft.

Der Beginn der Sitzung.

Die Menge, die dichtgedrängt vor dem Gerichtsgebäude sich hin und her bewegt, ist aufs äußerste erregt. Jede Nachricht, die von drinnen kommt, wird verschlungen und besprochen. Wird der Prozeß vertagt werden? Wird er rechtzeitig beginnen. Daß er am Jom Kippur ausgesetzt wird, kann man von diesen russischen Behörden nicht erwarten. Mehrere Zeugen und Geschworenen sind noch nicht erschienen. Endlich um ½3 Uhr nachmittags beginnt die erste Sitzung. Der Saal ist eng und klein und von hohen Beamten und Damen der guten Gesellschaft gefüllt. Die zugelassenen Journalisten, deren Zahl etwa 45 beträgt, wurden auf die Galerie verwiesen, nur die großen Agenturen und zwei offiziöse russische Zeitungen haben unten Platz bekommen. Die drei Richter erscheinen und nehmen Platz, die Geschworenen ebenfalls. Beilis wird von einer Abteilung Soldaten hereingeführt und verneigt sich vor dem Publikum und nimmt auf der Anklagebank Platz. Vier Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr stehen an den vier Seiten seines Raumes. Von 26 Geschworenen sind acht darum eingekommen, sie von der schweren Last der Richterpflicht zu befreien. Nur zwei von acht werden entschuldigt, und von den übrigen 12 ausgelost, die als Geschworene beim Ritualmordprozeß zu wirken haben. Sieben davon sind einfache Bauern, zwei sind Gutsbesitzer, drei sind Beamte. Zum Obmann haben sie den Eisenbahnsekretär Gubernski ausgewählt. Werden diese einfachen Leute ohne Bildung die verwickelten Anklagen begreifen, werden sie den Bemühungen der Verteidiger, die von der Anklage geschürzten Kneuel zu entwirren, folgen können? Für Gedankenbrüten bleibt aber keine Zeit. Wie ein elektrischer Strom hat es die Anwesenden ergriffen.

Erste Sitzung, Mittwoch ½3 Uhr nachmittags.

Die Sitzung hat begonnen. Sie sind Jude, fragt der Präsident unter anderm den Beilis. Ja, ich bin Jude, erwiderte er klar und ruhig. Nach Verlesung der Anklage wendet sich der Präsident wieder an ihn: Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig? Darauf erhebt er sich und erklärt: „Ich habe mein Brod ehrlich verdient, meine Kinder erzogen und kein Verbrechen begangen. Plötzlich wurde ich gefaßt und zwei Jahre lang festgehalten. Ich weiß nicht, wofür". Doch der Präsident schneidet ihm das Wort ab.

Gleich am Anfang der Sitzung entsteht ein scharfer Konflikt zwischen den Advokaten der Anklage und der Verteidigung. Die Verteidigung hat bessere Plätze, als die Ankläger Schmakow, Samislowski. Diese wollen nicht die Richter im Rücken haben. Die Polemik spitzt sich zu — das Gericht entscheidet für die Anklage. Das hat wenig Bedeutung. Aber es wirkt wie eine Bombe. Wird das Gericht die Verteidiger auch des weiteren so behandeln? Wie schwer wird die Arbeit der Verteidiger sein in einer derartig feindlichen Atmosphäre! Mit einem Lächeln der Verachtung vertauschen sie ihre Plätze mit Schmakow, Samislowski und Durasowitsch.

34 Zeugen von 216 Geladenen sind nicht erschienen, darunter sehr wichtige. Der Verbrecher Karajew ist nach Sibirien verurteilt und der Gouverneur hat ihn vor Gericht nach Kiew gehen lassen, den Verbrecher Rudinski desgleichen. Von den Sachverständigen hat Professor Sikorski, der bekanntlich das Urteil auf Ritualmord abgegeben hat, ein ärztliches Zeugnis eingeschickt, daß er nur auf höchstens 40 Minuten kommen kann. Von den Zeugen fehlen auch Kasatschenko und Sinkajewski, die die Zelle mit Beilis teilten und dann vor dem Richter erklärten, Beilis habe sie bestechen wollen, einige Zeugen zu vergiften, es fehlen auch die wichtigsten Mitglieder von der Tschebriakowa-Bande, auf die die Verteidiger so ungeduldig warteten, um sie auf die verbrecherische Rolle festzulegen, die sie bei der Ermordung Justinskys gespielt haben. Dadurch wird natürlich die Aufgabe der Verteidigung sehr erschwert. Für den Staatsanwalt ist das Fehlen günstig. Nun können sie von der Verteidigung nicht ausgeforscht werden und das Protokoll der von dem Untersuchungsrichter abgegebenen Aussagen ist allein maßgebend. Der Staatsanwalt Wipper hat das sofort erkannt, er hält eine lange Rede und will beweisen, daß es unmöglich sei, einen so grandiosen Prozeß wegen 34 Zeugen und einiger Sachverständiger zu vertagen und selbst wenn darunter ein Mann wie Sikorski ist. „Letzterer ist krank und will nur auf 40 Minuten kommen. Das ist genug. Er hat uns schon genug geopfert und die Wahrheit in seinem Gutachten kundgetan." Schmakow unterstützt den Staatsanwalt. Aber Grusenberg, der Verteidiger, tritt energisch für die Vertagung ein. Die Polizei war sehr lässig, nicht einmal gewesene Verbrecher hat sie erreichen können. Einer der wichtigsten Zeugen ist nach Sibiren verurteilt, und der Gouverneur weigert sich, ihn herauszuschicken, obgleich dies ungesetzlich ist. Dasselbe gilt von anderen Zeugen. Zu den Sachverständigen übergehend, sagt er dem Prof. Sikorski einige Sprüche ins Gedenkbuch. Mit einer halben Stunde will er uns beglücken, aber ich und mein Kollege hätten viel länger mit ihm zu reden. Nicht dafür brauchen wir ihn, daß er seine Erklärung hier wiederhole. Die kennen wir. Aber er soll auch die Meinung anderer Gelehrter hören. Hat er einmal die Verantwortung des Sachverständigen auf sich genommen, soll er auch erscheinen. Grusenberg verlangt durchaus die Vertagung, sein Kollege Karabtschewski unterstützt und begründet den Antrag. Der Staatsanwalt und Samislowski sprechen dagegen. Grusenberg betont nochmals, daß sein Antrag gerecht und gesetzlich ist, das Interesse der Wahrheit, das zugleich das Interesse des Gerichts sei, verlange durchaus die Vertagung, damit energische Maßregeln getroffen werden, um alle Zeugen herbeizuschaffen. Das Gericht — die 3 Richter — zieht sich zurück. Nach einer Viertelstunde erscheint es wieder. Der Antrag auf Vertagung ist verworfen.

Bei dieser ersten Sitzung gab es noch einen Zwischenfall mit dem Rabbiner Gurewitsch. In einen Tallis gehüllt, hält er im Gerichtssaal den jüdischen Zeugen die Heiligkeit des Eides vor und zitiert dabei einige Stellen aus Bibel und Talmud auf Hebräisch. Der Präsident unterbricht ihn. Reden Sie russisch! Gurewitsch fährt auf russisch fort. Wie er sagt: „Die Wahrheit ist am wichtigsten in diesem Schreckgespenst von einem Prozeß", entzieht ihm der Präsident das Wort.

Darauf werden noch einige andere Zeugen vereidigt. Der Präsident teilt mit, daß der Gerichtshof täglich drei Sitzungen abhalten wird, eine Morgen-, eine Nachmittag- und eine Nachtsitzung. Um 10 Uhr Schluß der Sitzung.

Zweite Sitzung, Donnerstag, 9. Oktober.

Die Vorlesung der Anklageschrift dauert bis 12.20 Uhr. Dann

kommt es gleich zu einem **Zwischenfall.** Der Verteidiger Sarudni beschwert sich, daß die Soldatenwache die Verteidigung daran hindert, mit dem Angeklagten zu verkehren. Je unschuldiger der Angeklagte ist, um so nötiger ist es, mit ihm unter vier Augen zu reden. Wenn man der Verteidigung nicht gestattet, mit dem Angeklagten ungestört zu verkehren, so beraubt man sie der Möglichkeit, ihre Pflicht genau zu erfüllen. Nach Sarudni gibt der Verteidiger Karabtschewski in erregter Weise die Erklärung ab: Gestern, als wir ins Gericht kamen, hat man uns verschiedene Bemerkungen gemacht, wie: Setze dich! oder: Rede! Wir müssen wissen, ob wir Verteidiger oder Verdächtige sind. Denn wenn wir Verdächtige sind, kann es uns, wenn wir es wagen, mit unserem Klienten zu reden, ergehen, wie es im Kaukasus bei einem jüngsten Prozeß geschehen ist, daß wir nämlich mit Säbelhieben von dem Militär niedergehauen werden. Als darauf der Präsident Karabtschewski das Wort abschneidet, formuliert die Verteidigung den Antrag, den Verkehr mit dem Angeklagten zu gestatten. Der Staatsanwalt ist natürlich dagegen. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Bei seinem Wiedererscheinen sagt der Präsident, zu Beilis gerichtet: Angeklagter Beilis, Ihre Verteidiger verlangen, daß sie mit Ihnen verkehren dürfen. Nach dem Gesetz habt ihr das Recht, zu bitten, daß man euch dies gestatte. Wenn Sie es dringend für nötig finden, sich mit Ihren Advokaten ganz allein zu besprechen, werde ich Ihnen erlauben, dieses Recht auszunützen.

Die Zeugen erscheinen. Die erste Zeugin ist Justinskys Mutter. Zuerst sei sie als Mörderin angeklagt und eingesperrt worden. Beilis sieht sie heute zum erstenmal. Nie hat sie jemand des Mordes verdächtigt. Die Schnüre, mit denen man die Hände der Leiche gebunden habe, glichen den Hosenträgern des Knaben, aber die Kopfkissenüberzüge, in welche man den Körper gehüllt habe, gehörten nicht ihr.

Die letztere Aussage ist wichtig, denn sie läßt den Beweis zu, daß diese Ueberzüge von der Tschebriakowa stammen. Da sie in ihren Antworten stockt, hilft ihr der Staatsanwalt Wipper nach und legt ihr durch geschickte Fragen die Antworten auf die Zunge, die die Anklage braucht. Verteidiger Karabtschewski protestiert dagegen.

Aufsehenerregend ist die Aussage des geistlichen Leiters der Schule, die Justinsky besuchte, Matschukowski. Bei der Beerdigung des Justinsky war er anwesend. Als man den Sarg ins Grab senkte, wurden den Anwesenden Proklamationen verteilt des Inhalts: Orthodoxe Christen! Der junge Justinsky ist unter Qualen durch die Hände der Juden gestorben. Macht euch über die Juden her und verjagt sie. Vergesset nicht die Ermordung eines orthodoxen Knaben! Sarudni verlangt, daß das Gericht ein Exemplar dieser Proklamation zum Beleg verlange. Der Staatsanwalt ist dagegen. Es handelt sich hier, sagt er, um die Ermordung Justinkys, nicht um Verteilung von Flugblättern! Samulowski sekundiert wieder dem Staatsanwalt. Die Verteidigung beharrt trotzdem auf dem Verlangen, das Flugblatt herbeizuschaffen. Der Gerichtshof lehnt es aber ab.

Dritte Sitzung, Freitag, 10. Oktober.

Der Staatsanwalt protestiert gegen die stenographische Wiedergabe der Prozeßverhandlungen. Er hält diese Wiedergabe für unangebracht und gefährlich aus verschiedenen Gründen, unter anderm weil dieser Prozeß von großer Wichtigkeit für die ganze Welt ist. Die Zeugen sind auf diese Weise auf dem Laufenden über den Gang der Prozeßverhandlungen, die sie nicht kennen dürfen. Außerdem wird dadurch die öffentliche Meinung bearbeitet und aufgehetzt. Er ersucht daher, die Veröffentlichung der Stenogramme zu verbieten. Der Gerichtshof verwirft den Antrag. Die Verteidigung verlangt, daß die Worte des Staatsanwalts, daß „dieser Prozeß von großer Wichtigkeit für die ganze Welt ist" zu Protokoll gegeben werden, ebenso seine Erklärung, daß man „die öffentliche Meinung bearbeite".

Dann geht die Zeugenvernehmung weiter.

Ein Kamerad Justinskys, Herschko Arendar, und sein Vater, Moschko Arendar, sagen, daß Justinsky bis Weihnachten in ihrem Hause verkehrt habe, sein späteres Fernbleiben wurde damit erklärt, daß man sagte, er sei bei seiner Großmutter. Justinsky habe gesagt, er besitze 600 Rubel, von deren Zinsen er zum Teil lebe. Außerdem wurden noch 14 kleine Kameraden von Justinsky vernommen. Zwei davon erklärten, die Polizei habe sie mit Gefängnis bedroht, wenn sie die vor dem Untersuchungsrichter gemachten Aussagen über das Datum, an dem sie Justinsky zum letzten Male gesehen haben, nicht änderten. Fedor Nejinski, ein Onkel des Ermordeten, zieht eine frühere Aussage zurück. Fälschlicherweise habe er Luzas Pridschotko des Mordes angeklagt, weil ihm die Geheimpolizei gedroht habe, ohne diese Aussage würde er nicht in Freiheit gesetzt werden.

Während der Verhandlung gibt es verschiedene Zusammenstöße zwischen Verteidigung und Staatsanwaltschaft. Der Staatsanwalt beschwert sich über die Unterbrechungen der Verteidigung, die ihm seine Aufgabe sehr erschweren.

Der Arzt Lenniki teilt eine Aeußerung mit, die ihm Wera Tschebriakowa gemacht hat, als er sie behandelte. Sie habe Kenntnis, sagte sie, von einer Anzahl von Tatsachen, die sich auf den Mord beziehen, und sie kenne jemand, der eine gewisse Summe demjenigen bezahlen würde, der den Leichnam Justinskys auffinden würde. Als der Arzt sagte, der Leichnam sei aufgefunden, sei sie in Verlegenheit geraten und habe geschwiegen. Lenniki habe dies dem Untersuchungsrichter nicht mitteilen können, weil er dies erst nach seiner Zeugenaussage beim Untersuchungsrichter in Erfahrung gebracht habe.

Der Knabe Elanski und sein Stiefvater, die Justinskys Leiche in der Höhle entdeckten, sagen aus. Elanski erklärte, er habe nach der Wegschaffung der Leiche dort, wo sie gelegen hatte, einen dunklen Fleck bemerkt. Heute morgen wurden die beteiligten Polizisten verhört. Es ergab sich, daß bei dem Fund die in solchen Fällen übliche Vorsicht in wesentlichen Punkten außer acht gelassen worden ist; man hat sogar die Leiche längere Zeit aufsichtslos gelassen. Die Zivilpartei sucht daraus den Beweis einer absichtlichen Nachlässigkeit der Polizei abzuleiten und unterstellt dieser, sie habe in die Kleidertaschen des Ermordeten das Stück Ueberzugstoff geschmuggelt, das dort gefunden wurde. (Nach der Darstellung des Journalisten Brasul-Bruschkowski ist dies ein Stück von einem Kissenbezug, mit dem in der Wohnung des Tscheberjaks die Mörder den schreienden Knaben knebelten. D. Btr.) Heute nachmittag erfolgte das Verhör dreier Mitarbeiter der „Kiewskaja Mysl", deren Aussagen den Untersuchungsrichter zur Verfolgung der Verwandten Justinskys veranlaßten.

Der letzte am Nachmittag vernommene Zeuge, der Schustermeister Nakonetschni, sagt als erster über die gegen Beilis gerichteten Verdachtsgründe aus. Der Zeuge ist einer von den beiden, gegen die Beilis den angeblichen Vergiftungsversuch unternahm, obwohl Nakonetschni zugunsten Beilis' ausgesagt haben soll. Der Schuster erklärt, der Hauptzeuge der Anklage, Schachowski, habe ihm zwar erzählt, daß Beilis den Knaben ergriffen habe, er habe aber nicht daran geglaubt. Die Erzählung sei ihm ganz unwahrscheinlich vorgekommen, weil doch die ganze Straße von dem Vorfall sofort erfahren und des Zeugen eigenes Töchterchen, das bei dem Vorfall mit anwesend gewesen sein sollte, ihm sicherlich darüber berichtet hätte. Der ganze Vorgang sei überhaupt unmöglich, weil ein halbes Jahr vorher das Grundstück der Fabrik von Saizew, wo früher die Kinder oft spielten, mit einer

drei Meter hohen Umzäunung eingefaßt worden sei, seitdem seien Kinderspiele dort unmöglich gewesen. Schachowski sei überhaupt ein leichtsinniger Mensch und Schwätzer. — Der Zeuge beharrt in einem mehrstündigen Kreuzverhör bei diesen Angaben.

Der Staatsanwalt fragte den Zeugen Schützmann Leschtschenko, ob der Umstand, daß bei der Auffindung der Leiche aus der Tasche des Getöteten ein Leinwandlappen herausgezogen und dann wieder in die Tasche gesteckt worden sei, in das Polizeiprotokoll aufgenommen worden sei. Der Zeuge erinnert sich nicht daran. Der Staatsanwalt bemerkte, der Lappen habe eine große Bedeutung. Auf Antrag des Verteidigers Grusenberg wurden diese Worte in das Verhandlungsprotokoll eingetragen. Der Journalist Bortschewski, Mitarbeiter der „Kiewskaja Mysl", erklärte, die Mutter und der Stiefvater des Ermordeten seien in der Redaktion seiner Zeitung gewesen, um über das Verschwinden Justinskys zu berichten; sie seien dabei sehr ruhig gewesen, der Stiefvater habe sogar gelächelt. Der Journalist Ordynski teilte mit, die Wäscherin Simonenkowa habe gesagt, alle sprächen davon, die Juden hätten den Mord begangen, sie wisse aber, wer der Mörder sei. Ordynski erklärte ferner, er habe gehört, daß Wera Tschebrjak gesagt habe, Justinsky sei von den Brüdern und einem anderen Verwandten ermordet worden.

Vierte Sitzung, Samstag, 11. Oktober.

In der Abendsitzung vom Samstag erklärte die von der Zivilpartei geladene Zeugin Tschechowska, die Wera Tscheberjak habe *vor Beginn der Verhandlungen im Zeugenzimmer versucht, den Knaben Saruzki zu überreden, daß er aussage, er sei bei der Szene des Kinderraubes durch Beilis dabeigewesen; der Knabe habe aber dieses Ansinnen abgelehnt. Die Zeugin blieb bei ihrer Aussage, die großes Aufsehen machte.*

Bei der heutigen Zeugenvernehmung sagte der Ofensetzer Jaschtschenko von der Saizewschen Fabrik aus, er habe am Tage der Ermordung Justinskys einen unbekannten gutgekleideten Mann mit schwarzen Haaren und Schnurrbart und rasiertem Kinn sich in verdächtiger Weise in der Nähe der Fabrik bewegen sehen. Nach der Auffindung der Leiche habe er mit Prichodkos Verwandtem Njeschinski darüber gesprochen und dieser habe sofort die Vermutung geäußert, der Unbekannte sei Prichodko, Justinskys Stiefvater, gewesen, und der sei des Mordes verdächtig. Der Zeuge berichtet, wie er auf der Polizei mit Prichodko konfrontiert wurde, den er zweimal erkannt habe. Auch vor Gericht erkennt der Zeuge in dem Unbekannten Prichodko. Er beschuldigt dabei die Polizei, daß sie Prichodko vor der Konfrontation durch Rasieren und Schminken entstellt habe. Es ergibt sich, daß Prichodko den Bart abwechselnd trug und wieder entfernte. Prichodko ist mehrmals bestraft. Mit der Wera Tscheberjak war er schon längst bekannt.

Den größten Teil des Tages beansprucht das Verhör des Laternenanzünders Schachowski, *des wichtigsten Zeugen* der Anklage. Er macht den Eindruck eines verblödeten, in der Entwicklung zurückgebliebenen Menschen. Verhört erklärt er, er habe am Todestage Justinskys diesen mit Schenja Tscheberjak nach dem Grundstück der Fabrik von Saizew gehen sehen und mit dem Knaben gesprochen. Justinsky habe weder einen Ueberrock getragen noch Bücher bei sich gehabt. (Der Verbleib dieser Objekte bleibt rätselhaft, da der Knabe von zuhause mit Ueberrock und Schulbüchern wegging; die Verteidigung vermutet, daß er beide bei Tscheberjaks liegen ließ.) Am nächsten Tag traf Schachowski Schenja allein und fragte ihn, ob sie gestern gut gespielt hätten. Schenja berichtete, sie seien beim Spielen gestört worden, da ein Mann im schwarzen Bart sie weggejagt habe; der Zeuge vermutet, daß dies Beilis gewesen sei. Da der Zeuge im Kreuzverhör die Episode des Mannes mit dem schwarzen Bart überhaupt fallen läßt und sich mehrfach widerspricht, werden seine vor dem Untersuchungsrichter abgegebenen Aussagen verlesen. Er wurde siebenmal verhört, die beiden ersten Male berichtete er von dem Schwarzbärtigen, beim dritten Male erklärte er, er habe gelogen, beim vierten Verhör nahm er seine erste Erklärung wieder auf, verweigerte aber dann die Unterschrift für das Protokoll, indem er erklärte, seine eben abgegebene Aussage sei erlogen. Auch das neueste Kreuzverhör klärte die Widersprüche nicht auf. Schachowski berichtet dabei allerdings, die Polizei sei in ihn gedrungen, er solle gegen Beilis aussagen. *Zu mehreren Zeugen sagte Schachowski, noch ehe Beilis verhaftet war, er werde diesem „eins anhängen", weil er damals glaubte, Beilis habe ihn wegen eines Holzdiebstahls angezeigt. Diese Worte gab der Zeuge vor dem Untersuchungsrichter zu; er räumt sie auch jetzt ein. Großes Aufsehen macht endlich noch die Feststellung, daß Schachowski wie Schenja Tscheberjak Beilis gut kannten, sodaß es unerfindlich erscheint, warum sie von ihm, wenn er Justinsky wirklich geraubt hätte, nicht mit Namen, sondern nur mit der Bezeichnung „schwarzbärtig" redeten;* einen Erklärungsgrund dafür vermag der Zeuge nicht anzugeben.

Die Augenscheinnahme der Saizewschen Fabrik hat der Präsident auf Montag angesetzt.

Am Sonntag abend wurde die Zeugin Uljana Schachowska vernommen. Sie sagt ebenso widerspruchsvoll aus wie ihr Mann. Der Zeuge Student Golubew, der namens der Organisation der Antisemiten private Nachforschungen anstellte, erkrankte sofort nach Beginn des Verhörs am Montag morgen an Herzschwäche. Golubew erklärte, ein anonymes Schreiben an Frau Prichodko aus Charkow, das die Juden des Mordes an Justinsky beschuldigte, und die Aussagen der Wera Tscheberjak und der Wolkiwna hätten ihn zu den Nachforschungen veranlaßt. Das Gutachten der gerichtlichen Sachverständigen hätte ihn dann überzeugt, daß ein Ritualmord vorliege. Daß die Juden Christenblut brauchen, glaubt der Zeuge fest. Er gibt zu, daß seine Aussagen nicht auf Grund eigener Beobachtungen sondern auf Aussagen Dritter beruhen. — Der Zeuge glaubt zu wissen, daß am Sterbelager des Schenja Tscheberjak auch dessen Mutter stand, als der Knabe nach dem Empfang der Kommunion den Geistlichen nochmals heranrufen wollte.

Am Nachmattag besichtigte das Gericht vier Stunden lang mit den Geschworenen, den Vertretern der Parteien und der Presse die Fabrik von Saizew, die benachbarte ehemalige Wohnung der Tscheberjaks, endlich die Höhle, wo Justinskys Leiche aufgefunden wurde.

Das hebräische Gebet.

(Von angesehenen Rabbinern Rußlands zur Einschaltung im Gottesdienst verfaßt.)

אנא ה׳ אֱקי הרחמים והסליחות הבוחן כליות ולב ויודע תעלומות סתרי כל חי, בשבתך היום על כסא דינך לשפוט תבל בצדק ולאומים במישרים, המלא נא רחמים וחוסה על שארית עמך ישראל הסובלים בשביל תורתך דברות קדשיך, והסר מהם כל שנאה וכל קנאה, כל עלילה וכל מעילה.

מי כמוך, ה׳ אֱקים אמת, הרואה ללבב וצופה ומביט עד סוף כל הדורות, יודע ועד, כי ידנו לא שפכו את הדם הזה שבודים עלינו כפעם בפעם, ועינינו לא ראו

מעולם בכל ספרי תורתך הקדושה אף רמז רמיזה של איזה הצטרכות לדם אדם לשום ענין בעולם ולכן ברחמיך הרבים כפר נא לעמך ישראל מה שחטאנו לפניך, כי אין אדם צדיק בארץ אשר יעשה טוב ולא יחטא. והסר מעלינו את הנגע הזה של עלילת השקר ודבת הכזב עלילת דם הנמבזה שבדו ובודים עלינו ועל תורתנו הקדושה, שדרכיה דרכי נועם וכל נתיבותיה שלום.

ובהתברר בקיוב משפט ישראל עמך בדין מענדל ביילים החף מכל פשע אשמה ורשע בעלילת שקר הזאת, הדרש לנו משמי מעונך וקיים לנו מה שכתוב בדברי קדשיך: ﭏקים נצב בעדת ﭏ בקרב ﭏקים ישפוט! היה עם פיפיות סנגרי עמך ותורתך הורם מה שיאמרו הבינם מה שידברו לברר האמת לאמתה; הפל חתיתך על כל אנשי זדון ומרמה למען יסכרו פי כל דוברי שקר ושלח אורך ואמתך לכל היושבים כסאות למשפט בדין זה, לראות נכוחה להבחין להבדיל, בין אמת לשקר ולהוציא משפט אמת וצדק כאשר עם לבבך, ﭏ רם ונשא, מלך המשפט!

ואף אם לא למעננו, למענך ולמען תורתך הקדושה, למען יכירו וידעו כל יושבי תבל ושוכני ארץ, כי אתה ﭏקים אמת ותורתך אמת צדק ומישרים, חיי עולם אשר נטעת בתוכינו להאיר פני תבל תנובה, ולמען שם קדשך אשר נשבעת לאבותינו, אנא חושה לעזרתנו ﭏקי תשועתנו!

O du Gott des Erbarmens und der Vergebung, der du Herz und Nieren prüfst und die verborgensten Geheimnisse der Lebendigen kennst, du sitzest heute auf dem Throne der Gerechtigkeit, die Welt in Gerechtigkeit zu richten und die Völker in Geradheit. Sei barmherzig und schone den Rest deines Volkes Israel, der wegen deiner Lehre, deines heiligen Wortes dulden muß, entferne von ihnen jeden Haß und jeden Neid, alle Anklagen und Verleumdungen.

Wer weiß besser als du, Gott der Wahrheit, der du in das Herz schaust, blickst und dringest bis ans Ende der Zeiten, du weißt es, du kannst es bezeugen, daß unsere Hände das Blut nicht vergossen haben, dessen sie uns wie schon oft fälschlich bezichtigen und daß unsere Augen nie in allen Büchern deiner heiligen Lehre die geringste Spur von der Verwendbarkeit von Menschenblut zu irgend einem Zweck gesehen haben. In deiner großen Barmherzigkeit entferne doch von uns diese Plage des Blutmärchens und diese lügnerische Verleumdung der niederträchtigen Ritualmordanklage, die sie gegen uns erfunden haben und erfinden und gegen deine heilige Lehre, deren Wege Wege der Lieblichkeit sind und auf deren Pfaden allen der Friede ist.

Und da in Kiew der Prozeß deines Volkes Israel verhandelt wird in dem Verfahren gegen Mendel Beilis, der inmitten dieser lügnerischen Anklage rein ist von Verbrechen, Schuld und Bosheit, laß doch unser Gebet zu dir dringen in deinen Himmelshöhen und erfülle an uns was geschrieben steht: Gott steht in der Gemeinde Gottes, mitten unter den Richtern richtet er. Sei doch mit dem Munde der Verteidiger deines Volkes und deiner Lehre, lehre sie, was sie sprechen, unterweise sie, was sie reden sollen, um die reine Wahrheit an das Licht zu bringen. Wirf deine Schrecken auf alle Frechen und Falschen, damit der Mund aller Verleumder verschlossen wird, und spende dein Licht und deine Wahrheit allen, die in diesem Prozeß auf den Stühlen des Gerichts sitzen, daß sie geradeaus sehen, die Wahrheit von der Lüge unterscheiden und erkennen, und das wahre und gerechte Urteil sprechen, wie es dein Wille ist, du großer, erhabener Gott, König des Rechts.

Wenn auch nicht um unseretwillen, so tue es um deinetwillen und um deiner heiligen Lehre willen, damit alle Bewohner der Welt und alle Bürger der Erde wissen, daß du der Gott der Wahrheit bist, und daß deine Lehre wahr, gerecht und gerade ist, ein ewiges Leben, das du in unsere Mitte gepflanzt hast, damit wir die Welt erleuchten, und tue es um deines heiligen Namens willen, wie du es unseren Vätern geschworen hast. O eile zu unserer Hilfe, Gott, du unsere Rettung!

Die Erklärung der französischen Rabbiner.

Paris, 10 octobre.

Au moment où s'ouvre en Russie un procès de prétendu meurtre rituel, qui reproduit l'accusation portée déjà par les païens contre les premiers chrétiens et dont des milliers de juifs ont été victimes au moyen âge nous avons le devoir de protester de la façon la plus énergique contre une légende jugée sans aucun fondement par les sommités des différentes Eglises, par les savants et les hommes les plus considérables de tous les pays.

Nous n'estimons pas de la dignité du judaïsme de le défendre contre une accusation que démentent les prescriptions les plus formelles de notre religion, nos traditions, nos sentiments et toute l'Histoire; mais nous devons dénoncer devant le monde civilisé et stigmatiser cette tentative de ressusciter une calomnie mille fois confondue, qui est une insulte grossière à la vérité et contraire à une religion qui, la première, a proclamé l'inviolabilité de la personne humaine et doté le monde du précepte saint de l'amour du prochain.

Pour le rabbinat français:

Le grand-rabbin de France,
A. Lévy.

In dem Augenblicke, wo in Rußland ein Prozeß über angeblichen Ritualmord eröffnet wird, der die alte, schon von den Heiden gegen die ersten Christen erhobene Anklage wieder aufbringt, der Tausende von Juden während des Mittelalters zum Opfer gefallen sind, haben wir die Pflicht, mit der größten Energie gegen eine Mär zu protestieren, die von den geistlichen Fürsten der verschiedenen Kirchen, von den Gelehrten, von bedeutendsten Männern aller Länder für grundlos befunden worden ist.

Wir halten es für unter der Würde des Judentums, dieses gegen eine Anklage zu verteidigen, deren Haltlosigkeit bewiesen wird durch die bündigen Vorschriften unserer Religion, unsere Überlieferungen, unsere Gefühle und unsere ganze Geschichte. Aber wir haben die Pflicht, vor der gesitteten Welt diesen Versuch zu denunzieren und zu brandmarken, eine schon tausendmal zuschanden gewordene Verleumdung wieder aufleben zu lassen, die eine ungeheuerliche Verhöhnung der Wahrheit und einer Religion zuwider ist, die zuerst die Unverletzlichkeit der menschlichen Persönlichkeit verkündet und der Welt das heilige Gebot der Nächstenliebe geschenkt hat.

Für das französische Rabbinat

Der Oberrabbiner von Frankreich:
A. Lévy.

Nachwort.

Ein Wort über die Anklageschrift. Man brauchte 2 Stunden, um sie vorzulesen. Aber neun Zehntel davon handeln von ganz anderen Dingen als von Beilis. Neun Zehntel davon werden ausgefüllt von dem Bericht über die Untersuchung des Journalisten Brasul, über die Untersuchung des Untersuchungsrichters Mutschuk, der abgesetzt wurde, weil er auf Grund seiner Nachforschungen den Ritualmord glatt ablehnte, die Untersuchung des Polizei-Detektivs Krassowski, dem der Prozeß gemacht wurde, weil er nachwies, daß Justinsky von einer Verbrecherbande ermordet wurde, in deren Mitte die Tschebriakowa sich befand. Und die Resultate dieser Untersuchungen werden mit einigen stammelnden Worten abgetan. Dann wird die Meinung des famosen Professors Sikorski und des Mönchs Pranaitis breit geschildert, daß die „Rache der Söhne Jakobs" Blut zu rituellen Zwecken verlangt. Dann heißt es wörtlich weiter: Auf Grund des Obenge-

sagten wird Beilis des Mords angeklagt. Beweise?! Braucht man Beweise, wenn man einen Ritualmord vertritt? In der Anklage wimmelt es von Räubern und Verbrechern; Beilis ist der einzige im Anklageakt, der noch nicht im Gefängnis saß und keine verbrecherische Vergangenheit hat. Aber der verstorbene Sohn Schenia der Tschebriakowa hat, wies heißt, gesehen, wie Beilis Justinsky schleppte. Das ist alles, was die Anklage zu stammeln weiß.

Kein Wunder, daß die Anklage in der ganzen Welt, bei Reaktionären wie Liberalen Kopfschütteln, Erstaunen, Entrüstung hervorgerufen hat. Sie ist ein Hohn nicht nur auf den Gerechtigkeitssinn sondern auf den gesunden Menschenverstand. Sogar die russischen Reaktionäre finden endlich den Mut der Entrüstung.

Das Hauptorgan der Kiewer Reaktionäre, „Kiewljanin“, hat einen Artikel veröffentlicht, wegen dessen die betreffende Nummer ganz unterdrückt wurde und infolgedessen auf 100 Rubel die Nummer stieg. In diesem Artikel heißt es, daß sich die Staatsanwaltschaft von der Hetze des „Doppeladlers“ einschüchtern ließ, daß sie, um ihre eigene Unschuld darzutun, unbedingt einen Ritualmord herauszufinden suchte. Als Samyslowski die Kiewer Polizei in Bausch und Bogen beschuldigte, von den Juden bestochen zu sein, wurde der erste Untersuchungsrichter, Mischtschuk, abgesetzt und dem Strafrichter überwiesen. „Das Gericht“, schreibt dieses Blatt, „sprach einstimmig Mischtschuk frei. Da wurde auf Antrag des Staatsanwalts der Prozeß aus formalen Gründen der kleinlichsten Art kassiert und der Senat überwies ihn zur neuen Verhandlung nach Charkow. Uns ist genau bekannt, daß in den Kreisen, die für das Ansehen der russischen Behörden ängstlich und liebevoll besorgt sind, der Prozeß Mischtschuk die ernstesten und bedrohlichsten Erwägungen hervorrief. Nach Mischtschuks Beseitigung berief das Gericht den Gendarmerieoberstleutnant Iwanow und dieser den bekannten Detektiv Krassowski. Der Gesichtspunkt Iwanows ist uns unbekannt. Aber Krassowski lehnte ebenso entschieden wie vorher Mischtschuk die Annahme eines Ritualmords ab und schrieb den Mord einer Bande von Gewohnheitsverbrechern zu, die sich um Wjera Tschebetjak gruppierten. In dieser Richtung unternahm Krassowski ernste Nachforschungen, deren Ergebnis dem Staatsanwalt zuging. Als der Gesichtspunkt Krassowskis bekannt wurde, entfernte man auch ihn, wie Mischtschuk, und wie gegen jenen erhob man auch gegen ihn irgend eine Anklage und überwies ihn dem Strafrichter. Nachdem man so zwei Chefs der Untersuchungsabteilung entfernt, nahm die Sache ihren Fortgang. Die ganze Polizei, von dem entschiedenen Vorgehen des Staatsanwalts terrorisiert, begriff, daß wenn einer ein unpassendes Wort äußerte, d. h. nicht so, wie es die Oberen wollten, er sofort seines Unterhaltes beraubt und noch dazu ins Gefängnis geworfen würde. Natürlich wurde unter diesen Umständen alles still und die Beilis-Version begann unumschränkt zu herrschen.“

Nach der Lektüre dieses denkwürdigen Artikels begreift man das unbegreifliche Verlangen des Staatsanwalts, das Gericht möge die stenographische Niederschrift der Gerichtsverhandlungen verbieten. Das Gericht hatte glücklicherweise soviel Einsicht, dieses abzulehnen. Der Präsident wenigstens hat seine Ruhe und seinen Takt bis jetzt bewahrt.

Der Staatsanwalt ist angesichts der Erregung, die der Prozeß in weiten, auch reaktionären Kreisen Rußlands hervorruft und im Bewußtsein, daß das lotterige Gerüst, das er aufgerichtet hat, zusammenbricht, schon sehr nervös geworden. Wenn die Hauptzeugen der Anklage umfallen, legt er ihnen durch geschickt gestellte Fragen die Antwort auf die Zunge. Die Verteidiger protestieren und erklären, die Geschworenen bekommen auf diese Weise nicht die Antwort des Zeugen, sondern nur die des Staatsanwalts zu hören. Und der Präsident ist schon so weit gekommen, daß er dem Staatsanwalt mitten in der Rede das Wort abschneidet. Ein sensationelles Ereignis war die bekannt gewordene Intrige der Tschebriakowa, die im Zeugenzimmer den Knaben Sablotzki beeinflussen wollte, auszusagen, Beilis sei ihm, Chenia Tschebriakowa und Justinsky, als sie auf dem Hofe der Ziegelei spielten, nachgelaufen und daß er Justinsky ergriffen habe. Die von der Anklage verhätschelte Tschebriakowa hat also ein Interesse daran, Beilis als den Täter anzuklagen und diese ganze Kindergeschichte ist ja die Grundlage der Anklage.

Der Oeffentlichkeit wird nach und nach das Ungeheuerliche dieser Anklage klar. Die Arbeiter beginnen zu streiken als Demonstration gegen den Prozeß in Petersburg, in Moskau, in Minsk, in Riga, in Wilna. Die Studenten organisieren Protestversammlungen, die angesehenen Zeitungen des Landes kommen mit ihrer spöttischen und scharfen Kritik heraus — und werden unterdrückt, so „Nowaja Gaseta“ in Kiew, „Kiewskaja Mysl“, in Petersburg „Rjetsch“, „Slowo“, die Arbeiterblätter fast allgemein, ähnlich erging es Zeitungen in Minsk und Nikolajew. Man darf auf die politischen Folgen, die der Prozeß für die allgemeine, innere Politik haben kann, gespannt sein. Vielleicht wird es der Druck brechen, in dem sich große Kreise der Intellektuellen und Arbeiter befinden.

Die Volksschulfrage und der Deutsch-Isr. Gemeindebund.

Im Deutsch-Israelitischen Gemeindebund ist wegen der Volksschulfrage ein Konflikt ausgebrochen. Der letzte Gemeindetag hatte mit 7 gegen 5 Stimmen die Gründung von jüdischen Volksschulen in Großgemeinden verworfen. Der Vorstand des Lehrerverbands erkannte darin eine Verletzung der vom Gemeindebund zugesagten Neutralität des Gemeindebunds in der Volksschulfrage und zog daraus die Konsequenzen. Er beschloß in seiner Sitzung vom 7. September dem im Dezember in Breslau stattfindenden Lehrerverbandstage vorzuschlagen, auf die Subvention des Gemeindebundes zu verzichten und die Erwartung auszusprechen, daß der Gemeindebund keine Vertretung im Ausschuß des Lehrerverbands mehr beanspruchen werde. Das lief auf eine Loslösung des Lehrerverbands vom Gemeindebund hinaus. Zum Bruche ist es in der Sitzung des Ausschusses des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes von Berlin am 28. September gekommen. Der Lehrerverband, unterstützt von den Provinzialverbänden in Rheinland und Westfalen stellte in dieser Sitzung den Antrag, die Frage der Errichtung jüdischer Volksschüler auf die Tagesordnung des bevorstehenden Gemeindetags zu setzen. Die Mehrheit des Ausschusses des Gemeindebundes (es waren 28 Herren anwesend, darunter 14 von auswärts) lehnte diesen Antrag ab und nahm eine Resolution an, die besagt, daß die Beschlüsse des Vorstands des Lehrerverbands gleichbedeutend sind mit der Loslösung vom Deutsch-Israel. Gemeindebund und daß der Gemeindebund auf eine Vertretung im Vorstand des Lehrerverbands verzichtet.

Das langjährige Bündnis zwischen Lehrerverband und Gemeindebund ist also wegen tiefgehender Meinungsverschiedenheit in der Volksschulfrage aufgegeben worden. Der Lehrerverband verlangte vom Gemeindebund, daß er für Errichtung von jüdischen Volksschulen auch in Großgemeinden eintrete, der Ausschuß des Gemeindebunds will von jüdischen Volksschulen für die Großgemeinden nichts wissen, daher das Zerwürfnis. Daß die Errichtung jüdischer Volksschulen eine wichtige jüdische Aufgabe für die Großgemeinden sein müßte, daß also der Lehrerverband ein ganz natürliches und berechtigtes Verlangen gestellt hat, haben wir bereits

mehrfach hervorgehoben. Es ist ja selbstverständlich, daß die Erziehung der Kinder zu guten Juden in einer guten jüdischen Volksschule besser vor sich gehen kann wie in einer Religionsschule. Dabei würde den jüdischen Großgemeinden diese Aufgabe keine großen finanziellen Opfer auferlegen, da sowohl der Staat wie die Kommune dazu erhebliche Beiträge leisten müßten. Aber die konfessionelle Volksschule paßt nicht in das politische Programm einiger in den Großgemeinden führenden Persönlichkeiten, darum mußte der Gemeindebund die jüdische Volksschule verwerfen. Daß der Lehrerverband dagegen Stellung nimmt, kann von der Allgemeinheit nur gebilligt werden.

Nun hat aber auch der Gemeindebund sowohl in der Presse, die ihm zur Verfügung steht, als auch in einem besonderen bei dieser Gelegenheit gegründeten „Verein der Freunde des Gemeindebunds" seine Verteidiger gefunden. Das Hauptargument, das zugunsten des Gemeindebunds vorgebracht wird, ist das der Autonomie der Gemeinde. Der Lehrerverband sei nicht berechtigt, vom Gemeindebunde zu verlangen, daß er den einzelnen Gemeinden, in diesem Falle also den paar Großgemeinden, die Aufgabe auferlege, Volksschulen zu errichten. Das sei eine Intoleranz. Jede Gemeinde sei in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten frei, bei ihr allein stehe es, zu entscheiden, ob sie jüdische Volksschulen haben wolle oder nicht. In dieses Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde darf weder der Lehrerverband noch der Gemeindebund eingreifen.

Der Gemeindebund macht also für seine Ablehnung die Autonomie der Gemeinde geltend. Das ist eine sehr interessante Beobachtung, die wir da am Gemeindebund machen. Bisher hat der Gemeindebund heftige Kämpfe geführt zur Einführung einer Gesamt-Organisation für die Juden Preußens. Diese Gesamtorganisation ging darauf hinaus, den leitenden Männern des Gemeindebunds eine Art Autokratie über die Gemeinden zu verleihen, jedenfalls wäre die Organisation das Grab der Gemeindeautonomie geworden. Darum haben die Gegner der geplanten Organisation diese bekämpft und ihr Hauptargument gegen den Gemeindebund war gerade der Hinweis auf die Notwendigkeit, die Autonomie der Gemeinde gegen alle autokratischen Versuche zu schützen, von welcher Seite diese auch kommen mögen. Ist es nun nicht sehr interessant für uns, zu sehen, daß der Gemeindebund in der ihm heute durch den Lehrerverband aufgenötigten Verteidigungsstellung gezwungen ist, uns unsere beste Waffe zu entlehnen und die Autonomie der Gemeinde auf den Schild zu erheben. In Zukunft wird er vernünftigerweise darauf verzichten müssen, einen Organisationsplan zu empfehlen, der diese jetzt so beliebte Autonomie zu zerstören geeignet ist. Denn die Autonomie wird doch für kleine und mittlere Gemeinden ebenso unentbehrlich sein müssen, wie für Großgemeinden. Oder sollte auch in der Frage der Gemeindeautonomie ein Unterschied gemacht werden zwischen Großgemeinden einerseits und kleinen und mittleren Gemeinden andererseits wie in der Volksschulfrage?

Der Gemeindebund beruft sich in der Volksschulfrage auf die Autonomie z. B. der Berliner Gemeinde. Wer kann, sagt er, die Berliner Gemeinde zwingen, eine Volksschule zu errichten? Doch gewiß niemand. Aber gestatte man uns, darauf zu antworten, hat denn die Berliner Gemeinde schon Gelegenheit gehabt, sich für oder gegen die jüdische Volksschule auszusprechen? Wäre es nicht denkbar, daß die Berliner Gemeinde sich für die Volksschule und gegen ihre Leitung ausspricht? Kann die Berliner Gemeinde Autonomie nicht auch gegen ihre Leitung beanspruchen? Und sind es nicht die gleichen Männer, die die Berliner Gemeinde und die den Gemeindebund führen? Sollten vielleicht mit der Autonomie der Berliner Gemeinde die autokratischen Allüren einiger führenden Persönlichkeiten identisch sein, derselben Persönlichkeiten, die für die Zusammensetzung des Ausschusses des Gemeindebunds die Verhältniswahl abgelehnt haben, derselben Persönlichkeiten, die das Delegiertenwahlrecht der an den Gemeindebund angeschlossenen Gemeinden wesentlich beschränkt haben, um die Minderheit womöglich mundtot zu machen?

Die Gemeindeautonomie ist zweifellos ein unantastbares Recht, nur ist sie im Munde der leitenden Persönlichkeiten des Gemeindebundes deplaziert. Man sage dafür lieber, die Machtbefugnisse der Leitung einiger Großgemeinden. Und diese in den paar Großgemeinden leitenden Personen haben auch die Macht des Gemeindebundes in Händen. Dies ist ja keine neue Entdeckung. Darum haben ja seit langem so viele gesinnungstüchtige Juden in vielen Fragen gegen den Gemeindebund Stellung nehmen müssen. Sie wollten nicht zugeben und zulassen, daß die Ideen der Berliner Verwaltung im ganzen Lande maßgebend werden. Die Volksschulfrage hat nun das Verdienst, daß sie diese Schwäche des Gemeindebunds vor einer größeren Menge wie bisher offenbart.

Einer starken Bewegung, die die Pflicht zur Errichtung jüdischer Volksschulen dem Eigensinn einiger wenigen Machthaber zum Trotz zur allgemeinen Anerkennung bringt, kann nur Erfolg gewünscht werden. Sollte sie den Nebenertrag erzielen, daß sie, die Machtstellung Einzelner erschütternd, in den Großgemeinden und im Gemeindebund mehr wie bisher dem Volkswillen Geltung verschafft, so wäre dies ein Verdienst, das der Allgemeinheit nur zum Segen gereichen könnte.

Brief vom Lande.

LXXX.

Reden Sie sich wirklich und wahrhaftig ein, ich wäre nur da, um als so ne Art Schwerenöter Ihnen zum Gaudium und zur allgemeinen Verlustierung zu dienen? Und noch dazu in einer so ernsten Zeit! Denn sehen Sie, ich habe gegrübelt und gegrübelt und mir die Sache reiflich und weidlich überlegt. Was ist eigentlich so im Privatleben noch der Unterschied zwischen Stadt und Land: Telephon — haben wir auch (fragen Sie nur unsere Herren, die auch am Schabbos lustig telephonieren), elektrisches Licht — erst recht (fragen Sie nur unsere Damen, die es auch am Schabbos auf- und zudrehen, als wär's etwas, von dem der liebe Gott „damals" noch nichts gewußt hat), Wasserleitung — na ob, Bahnverkehr — und wie, Kino — beinahe! Also, was fehlt? Nun werden Sie aber bitte nicht geistreich und versuchen, mir auseinanderzusetzen, daß Sie in der Stadt mehr Menschen und Bildungsgelegenheiten haben (das weiß ich nämlich ungefähr auch so) und tun Sie nicht so, als ob Sie jeden Abend Ihren Bildungsdurst in einer klassischen Vorstellung befriedigen (das glauben selbst wir Ihnen nicht, wir Dummen vom Lande). Aber nun wirklich, was ist in bezug auf das bissel Gemüt (nebbich) der Unterschied zwischen Stadt und Land? Sie haben doch sonst immer so wunderschöne Rätsel, wollen Sie nicht einmal auch diese Preisfrage dem hochverehrlichen Publikum unterbreiten? Vielleicht findet in Einfalt ein kindlich Gemüt die Lösung besser, als wir alten Knochen! Und darum — also summiert mein einfältig Gemüt — anstatt so viel Worte zu machen über die Landflucht, sollte man sich einmal klar werden über das, was wegflieht von den Menschen, die auf dem Lande bleiben. Und ich kann Ihnen schon sagen, das ist viel und Ihr seid nicht ganz ohne Schuld. Wenn man früher seine Tochter in die Stadt zum „Dienen" schickte, ei, da kam sie begeistert oft heim und erzählte von all dem Guten und Schönen, was sie gesehen, wie wunderbar der Hausherr Kiddusch mache, wie wunderbar die Hausfrau in ihrem heiligen Leben sei, wie wunderbar treufromm die Kinder! Na,

und heute! Ach du mein lieber Himmel, was kümmert sich denn die „Herrschaft" um die Mädchen. Nun, meine sehr geehrten Herrschaften, laßt Euch sagen, die Mädchen vom Lande haben mächtig scharfe Augen und mächtig scharfe Ohren, und vergißt es, bitte, nicht — sie haben auch ein Herz. Quält es nicht, darum bittet Euch Euer wohlgeneigter Rosch Hakohol.



Aus aller Welt.



Oesterreich-Ungarn.

Am 6. Okt. fand in Wien die imposante jüdische Kundgebung gegen die Ritualmordanklage statt. Oberrabbiner Güdemann hielt dabei eine Rede, deren Schluß wir hier wiedergeben. Er sagte:

...... Wie kommt es nun aber, daß Rußland den Unsinn der Ritualmordanklage unter seine Fittiche nimmt, trotzdem daß sich Jahrhunderte die höchsten christlichen Instanzen und neuerdings die ausgezeichnetesten Christen aller Länder sie verurteilt haben? Ich habe vorhin vom Stehlen, Rauben und Plündern gesprochen. Wer denkt dabei nicht an die russischen Pogrome und an die unausgesetzte Verfolgung, der die Juden in Rußland preisgegeben sind? Ist das nicht eine Verfolgung von Religions wegen, die die Juden für vogelfrei erklärt und Dieben, Räubern und Mördern ausliefert, bloß weil sie Juden sind und ihrer Religion treu bleiben? Rußland braucht die Ritualmordanklage gegen die Juden, um sie von sich abzuwälzen. Es selbst begeht den Ritualmord, und den Juden legt sie ihn zur Last nach dem hebräischen Sprichwort: „Es sind die eigenen Fehler und Sünden, die der Mensch an anderen geißelt.„„ Das ist der Grund, weshalb Rußland vor den Stimmen der ausgezeichnetsten Männer der Christenheit, die die Ritualmordanklage verdammen, hartnäckig seine Ohren verschließt.

Deshalb muß ich dieser Anklage noch ein viertes Prädikat beilegen. Sie ist nicht bloß traurig, empörend und unsinnig, sie ist auch böswillig, ich darf wohl sagen, infam. Wer die Wahrheit nicht hören will und nur der Lüge und Verleumdung sein Ohr leiht, dem ist keine bona fides, kein guter Glaube zuzubilligen. Wir Juden haben, wie ich schon vor 14 Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit in diesem Saale gesagt habe, den Grundsatz: „Das Siegel Gottes ist die Wahrheit". Die Ritualmordanklage ist aber eine infame Lüge. Nicht wir Juden waren jemals noch sind wir die Brunnenvergifter. Die eigentlichen Brunnenvergifter sind diejenigen, die den lautern Quell der Wahrheit mit der Lüge und Verleumdung verunreinigen, die die kristallhellen Wasserläufe der Humanität und Nächstenliebe mit dem Unrat des Glaubens- und Rassenhasses verschütten. Es ist wahr: die jüdische Geschichte ist mit Blut geschrieben, aber es ist kein fremdes Blut, kein Andersgläubigen abgezapftes Blut, womit sie geschrieben ist, es ist unserer Väter Blut, das sie für ihren Glauben vergossen haben. Dieses Blut hat in den Kreuzzügen die Wogen des Rheins rot gefärbt. Dort in jenen Gegenden und in jenen Zeiten mag man dem Ritualmord nachforschen, man mag die Tausende erschlagener oder ertränkter jüdischer Männer, Frauen und Kinder heraufbeschwören und sie befragen — sie werden von dem an ihnen, nicht von ihnen verübten Ritualmord eine Geschichte erzählen, daß noch die Gegenwart aus Scham davor erröten wird.

Aber die jüdische Geschichte ist auch für unsere Verfolger lehrreich. Auch Rußland kann daraus lernen. Es wird daraus ersehen, daß die verfolgten und unterdrückten Juden ihre mächtigsten Verfolger und Unterdrücker überlebt haben. Nicht aus den Knochen der Juden ist ihr Rächer entstanden,

---

Këver-Ovaus.

Erzählung von L. Stüffel, Kantor in Bergheim.

(Schluß.)

Des andern Morgens kam mein Vater selbst nach Straßburg. Mit harten Worten teilte er mir mit, daß er meinem Verlangen nachkomme, und daß er mir schon in einem Auswanderungsbureau die Ueberfahrtskarte bis New-York gelöst habe. Sodann führte er mich an den Bahnhof; hier übergab er mir ein goldenes Zwanzigfrankenstück, und als ich im Zug nach Paris Platz genommen hatte, entfernte er sich, ohne ein Abschiedswort an mich gerichtet zu haben. Weinend blickte ich ihm nach, bis er hinter der Türe des Wartesaales verschwunden war. Mich hatte der Schmerz derart überwältigt, daß es auch mir nicht in den Sinn kam, meinem Vater ein letztes Lebewohl zuzurufen. Der Zug setzte sich in Bewegung, und fort gings in die weite Welt. Des andern Morgens, als ich in Paris ankam, kaufte ich mir in der Nähe des Ostbahnhofs etwas Brot und Schokolade, denn seit 24 Stunden hatte ich nichts gegessen. Ich ging sodann zu Fuß bis an den Bahnhof St. Lazare, wo ich den Zug nach Havre bestieg, der abends gegen 4 Uhr in der Hafenstadt ankam. Ich begab mich sofort an die Abfahrtsstelle, erkundigte mich nach der Stunde, in der das Schiff abfuhr. Um mein Geld zu sparen, ließ ich mir für mein Abendessen in einem Restaurant eine Tasse Milch geben und wartete dort die ganze Nacht hindurch bis zur Abfahrt meines Schiffes. Um 7 Uhr verließ der Dampfer die französische Küste. 8 Tage später kamen wir in dem Hafen von New-York an. Jetzt hieß es, eine Stellung suchen, was für mich, wegen meiner Unkenntnis in der englischen Sprache, mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Da mein Geld noch kaum für zwei bis drei Tage ausreichte, kaufte ich des andern Morgens für ein Dollar Zeitungen, die ich in den Straßen und in den Kaffeehäusern verkaufte. Mit dem erlösten Gewinn konnte ich meinen täglichen Unterhalt bestreiten. So betrieb ich den Zeitungshandel mehrere Wochen lang, als sich eines Tages, Gott sei Dank, eine Gelegenheit zu besserem Fortkommen bot. An diesem Tage, nach Ausverkauf meiner Zeitungen, lief mir beim Nachhausegehen ein kleines Hündchen nach, das mir bis in mein, im 7. Stock gelegenes Zimmer folgte. Ich teilte mit ihm meine magere Mahlzeit und ließ es des Nachts auf einem alten Sack ruhen. Des andern Tages las ich im Inseratenteil meines Blattes, daß eine gute Belohnung dem Wiederbringer eines verlorenen Hündchens zuteil würde. Das Signalement stimmte genau zu dem meines Findlings. Ich beeilte mich, sofort die angegebene Adresse aufzusuchen. Durch einen Groom wurde ich in einen reich ausgestatteten Salon geführt. Sofort sprang mein Schützling mir von den Armen und lief vor Freude heulend an die gegenüberliegende Türe, wo er mit Jubel von zwei kleinen Mädchen empfangen wurde. Währenddessen war der Vater der Kinder herbeigekommen und überreichte mir eine Zehnpfundnote, die ich dankend annahm. Im Besitz dieser großen Summe vergaß ich ganz, wieder weg zu gehen, und betrachtete längere Zeit das für mich ein Vermögen darstellende schöne Papier. Der freigebige Herr stellte noch einige Fragen an mich, bei deren Beant-

sondern sie haben es erlebt, wie Aegypten, Assyrien, Babylonien vor ihren Augen vom Erdboden verschwunden sind, und wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, so werden sie es auch erleben, daß dereinst vor diesem obersten Gerichtshof Rußland geradeso auf der Anklagebank sitzen wird, wie übermorgen das Judentum vor dem Gerichtshof in Kiew. (Lebhafter Beifall. Die Versammlung erhebt sich, bereitet dem Redner stürmische Ovation.)

Die Aeußerungen des Fürstprimas Csernoch.

Budapest, 13. Okt. Der Fürstprimas C s e r n o c h hatte die Behauptung aufgestellt, es sei anzunehmen, daß bei den Juden Ritualmord vorkommen könne. Mehrere Abendblätter greifen nun den Fürstprimas Csernoch wegen seines in der Ritualmordfrage abgegebenen Gutachtens in heftigster Weise an. „Budapesti Naplo" bezeichnet die Aeußerung des Fürstprimas als überaus traurig, weil er vergessen habe, daß man Anhänger Christi viel früher unter der gleichen Anschuldigung den wilden Tieren vorgeworfen und verbrannt habe, wegen welcher heute das Gericht in Kiew versammelt sei. „Magyar Hirlap" erklärt, die Aeußerung Csernochs sei eines Kirchenfürsten nicht würdig. Er erniedrige den Glanz seiner Stellung unter das Niveau eines Hetzkaplans und belebe die Flamme des religiösen Hasses, wie es scheint, mit Vorbedacht und böswilliger Schlauheit, weil eine solche Beschränktheit, wonach er nicht wüßte, daß die Blutbeschuldigung ungerecht sei, nicht bei ihm vorausgesetzt werden kann. In dem glänzenden Stuhle des Fürstprimas sitze ein Mann, dessen sich das gebildete Publikum des ganzen Landes schämen müsse. „Esti Ujsag" sagt, der Fürstprimas hätte besser getan, zu schweigen, als den fanatischen Glaubenshetzern neue Nahrung zu geben.

Erwähnt sei noch, daß auch der hiesige Jesuitenpater Tomcsanyi gestern erklärte, im Talmud sei eine Stelle, die für die Blutbeschuldigung spreche. Tomcsanyi verweigerte heute trotz der von mehreren Zeitungen an ihn ergangenen Aufforderung diese Stelle zu bezeichnen, weil, wie er sagt, die Stellung eine zweifache Deutung zulasse.

Rußland.

Aus der Stadt des Ritualmordprozesses.

Kiew. Als das Ritualmordgespenst hier langsam auftauchte und seinen trüben Schein weithin in alle Welt zu werfen begann, da konnte man in verschiedenen deutschen Zeitungen über Kiew lesen, als einer Stadt, die weit dahinten jenseits aller Kultur läge, weltfern von jedem Verkehr und jeder modernen Einrichtung. Wir wünschten, daß die Schreiber jener Artikel einmal gegen Mittag mit dem Warschau—Brester Schnellzug in „die Mutter aller russischen Städte" einfahren würden, ihr Begriff von Kiew würde sich sehr schnell ändern. Nahezu 600 000 Einwohner zählend, mit herrlichen, modernen Straßenzügen, einer Unzahl Theater, elektrischer Beleuchtung und ebensolcher Straßenbahnen, Kinos, Bars und Chantants ohne Ende, kann es Kiew in gutem, wie in schlechtem Sinne mit jeder europäischen Weltstadt aufnehmen. Das echtrussische zeigt sich äußerlich nur in den gewaltigen, goldenen Zwiebelkuppeln der 85 orthodoxen Kirchen, die der Stadt in Verbindung mit der gebirgigen Lage ein ungemein malerisches Aussehen verleihen. Von den 18 jüdischen Bethäusern ist weniger zu sehen; bis auf drei bis vier und den prunkvollen Karaitentempel sind sie versteckt in den kleinen Gassen und in Hinterhäusern; noch im vergangenen Jahre sind es deren 20 gewesen, aber zwei mußten auf Befehl des Gouverneurs geschlossen werden, obgleich die Zahl der einheimischen wie der durchreisenden Juden trotz aller Gegenmaßregeln eher größer wird. Einer jüdischen Deputation, die nach den Gründen der Schließung bei Sr. Exzellenz anfragte, antwortete dieser: 18 jüdische Bethäuser in Kiew seien gerade genug. Natürlich

---

wortung ich genötigt war, meine armseligen Verhältnisse darzulegen. Nach einiger Ueberlegung bat er mich, ihn nachmittags aufzusuchen. Als ich bei ihm vorsprach, empfing er mich sehr freundlich und stellte mir in seiner Fabrik eine Stelle zur Verfügung, die ich auch freudigst annahm. Bald genoß ich das vollkommene Vertrauen meines Brotherren, so daß ich's nach einigen Jahren von Stufe zu Stufe bis zum Direktor brachte. Später wurde ich sogar von meinem Wohltäter zu seinem Teilhaber ernannt. Kurz vorher teilte mir mein Prinzipal mit, daß er seit einer Woche einen Elsässer als Buchhalter eingestellt habe. Als ich eines Tages im Bureau zu tun hatte, bemerkte ich den neuen Beamten und erkannte in ihm einen ehemaligen Angestellten aus dem Hause, in welchem mich in Schlettstadt mein Mißgeschick ereilt hatte. Er dagegen schien mich nicht zu kennen. Da ich schon damals eine gewisse Abneigung gegen ihn empfunden hatte, unterließ ich es, mich ihm zu erkennen zu geben. Mehrere Jahre verflossen, während welchen ich mir ein bedeutendes Vermögen erworben habe. Wohl hatte ich zuweilen an meine Familie zu schreiben gedacht, aber stets stand mir die Abschiedsszene am Bahnhof vor Augen; auch fürchtete ich, daß man meine Briefe unbeantwortet lassen würde. Erst vor einem Jahre schrieb ich im Namen meines Kompagnons an den Bürgermeister meines Geburtsortes und verlangte Auskunft über meine Familie. Mehrere Wochen später traf die Antwort ein. Ich erfuhr durch dieselbe, daß meine Eltern vor Jahrzehnten gestorben und daß meine Geschwister verheiratet seien. Ueber deren Aufenthaltsort wurde mir nichts näheres mitgeteilt. Von mir stand nichts in dem Auskunftsbriefe; ich galt also als verschollen. Wieder vergingen Wochen und Monate; da wurde ich eines Tages auf die Polizei gerufen. Dort wurde mir mitgeteilt, daß man diesen Morgen die Leiche eines Mannes gefunden habe, der in seiner Tasche zwei Briefe, den einen an den Polizeidirektor, den andern an mich adressiert, vorgefunden habe. Als man mir den Toten vorzeigte, erkannte ich unsern Buchhalter. In dem Brief an den Polizeidirektor erklärte er, daß er seit zwei Jahren in den Büchern falsche Eintragungen gemacht habe, um mehrere Unterschlagungen, die er begangen hatte, zu verbergen, und da er dieselben nicht mehr weiter verhehlen könne, Selbstmord begehe. Als ich den an mich gerichteten Brief öffnete, enthielt er ein goldenes Medaillon und folgendes Schreiben:

„Werter Herr! Ehe ich mich der irdischen Gerechtigkeit ent-
„ziehe, finde ich es als meine Pflicht, Ihnen die Mittel an die
„Hand zu geben, Ihre Ehre wieder herzustellen. Schon längst
„habe ich Sie erkannt. Vor 40 Jahren wurden sie unschuldig
„wegen eines Einbruchdiebstahls bestraft. Ich war es, der da-
„mals nach begangener Tat nächtlicherweise mich in Ihr Zimmer
„geschlichen hatte und um Sie zu verdächtigen, in Ihren Klei-
„dern den Schlüssel und die Briefmarken versteckt hatte. Das
„Geld hatte ich bald im Spiel verloren. Als ich vor Jahren
„nach Amerika kam, hatte ich wohl den Vorsatz, ein besserer
„Mensch zu werden; aber ich war einmal dem Spielteufel ver-
„fallen und konnte mich seiner nicht mehr entledigen. Nehmen
„Sie beiliegendes Medaillon, das m i r kein Glück gebracht hat;
„es soll Ihnen, sowie dies Schreiben, dazu dienen, Ihre Unschuld

spricht man hier viel von dem Prozeß, aber nicht mehr, wie in Berlin, Wien oder Frankfurt, man geht seinen Geschäften nach, Jude wie Christ, und informiert sich über den Fortgang der Sache genau so wie anderwärts, nur aus den Zeitungen. In den Provinzstädten hingegen sind alle Gemüter hochgradig erregt, hört man nur von dieser Sache sprechen, und man schlägt sich förmlich um die Blätter. Fragt man dagegen hier einen Juden nach der Affäre, so bekommt man mit jenem unnachahmlichen Achselzucken geantwortet, dem man alles und nichs entnehmen kann, eine Geste, die die jahrhundertelange Bedrückung gezeitigt. Man findet sich mit Polizei und Regierung, so gut es eben geht, ab, damit sie den Juden vor dem Aeußersten, den Pogromen, bewahren, im übrigen beten die Frommen und fasten, und die anderen sorgen für ihren Unterhalt.

Das Gebäude, in dem das Judentum wieder einmal zum so und so vielten Male vor den Schranken des Tribunals steht, ist ein monumentales, zweistöckiges Haus in altrussischem Stile, wie alle Kiewer öffentlichen Gebäude. Es befindet sich bezeichnender Weise ganz in der Nähe des Denkmals Chmelnickis, jenes Kosakenhetmans, durch dessen Aufstand die uralte jüdische Gemeinde Kiews im Jahre 1655 vernichtet wurde. Von dieser Zeit bis Ende des 18. Jahrhunderts befand sich eine nur ganz unbedeutende Anzahl Juden in Kiew und in der Ukraine. Vom Korridor des Gerichtes sehen wir auf die zweitgrößte Kirche Kiews, die gegenüber auf einem freien Platze steht, auf die im 16. Jahrhundert entstandene Kathedrale der hl. Sophia, denn hier sind wir im Stadtteile Altkiew, der auf der Höhe liegt und mit den niederen Teilen durch elegante Straßen verbunden ist. Der Schwurgerichtssaal ist, wie in den übrigen Städten Rußlands, nur von mäßigem Umfange, trotzdem sind die 40 bis 50 Journalisten bequem auf Bänken untergebracht. Die Zusammensetzung der Geschworenenbank hält man für nicht ungünstig, denn erfahrungsgemäß folgen die Bauern stets den Ansichten der Beamten und Kleinbürger, und diese hält man für intelligent und wohlwollend genug, daß sie weder aus Bosheit noch aus Dummheit ein Schuldig sprechen. Auch der Angeklagte ist als Kleinbürger in den Akten bezeichnet, einen Begriff, den man im Deutschen nur schwer erklären kann. Kleinbürger ist eigentlich jeder, der weder Beamter noch Bauer ist, noch sonst es zu etwas höherem gebracht ha. Zumeist setzen sie sich aus Dienstpersonal, kleinen Kaufleuten, Agenten usw. zusammen. Bürger wird, wer sich als Kaufmann erster Gilde einschreiben läßt und hierfür 1000 Rubel pro Jahr bezahlt. Ein solcher hat die Berechtigung, selbst als Jude in Kiew zu wohnen, ebenso wie die geprüften Handwerker, die Anwälte, Aerzte und andere Akademiker, die ihr Staatsexamen in Rußland bestanden haben. Auch der geringe Prozentsatz jüdischer Studenten und Handelshochschüler, ebenso der Studentinnen — es gibt hier eine besondere Frauenuniversität — ist der Aufenthalt in der Dnjepr-Stadt gestattet. Allen anderen Juden, jüdischen Kleinbürgern, jüdischen Dienstmädchen und Kaufleuten aus der Provinz ist es nur erlaubt, drei Tage in der Stadt zu verweilen. Da sie nun aber ihrer Existenz und ihrer Geschäfte halber unbedingt dort sein müssen, denn die gesamte Zuckerindustrie, der größte Teil des Holz- und Getreidehandels liegt in jüdischen Händen, so bildet die Umgehung dieses Verbotes eine unerschöpflich ausgiebige Einnahmequelle für die Kiewer Polizei. Braucht man dort ein wenig Geld, hat man nachts beim Kartenspiel oder bei einer Wette ein Sümmchen verloren, so veranstaltet man eine „Oblawa", und in kurzer Zeit ist das verlorene Geld wieder hereingebracht. Oblawa ist ungefähr das, was wir hier Razzia oder Streife nennen. Um drei Uhr in der Nacht begibt sich ein Polizeikommissar nebst fünf bis sechs Schutzleuten vor das Haus eines reichen jüdischen Kaufmannes, angeblich um festzustellen, ob er niemanden beherberge, dem der Aufenthalt in Kiew untersagt ist. Da aber die Polizei vor sechs Uhr in der Frühe nicht in geschlossene Häuser eindringen darf, so gebraucht der Polizist, nachdem er tüchtig geklingelt hat, zumeist die Ausrede, ein Telegramm oder ein Eilbrief sei da. Ist dann das Haus geöffnet, so kann die Polizei eintreten. Dann wird das Haus vom Boden bis auf den Keller auf das peinlichste untersucht, falls der Inhaber der Wohnung nicht vorzieht, gleich von vornherein sich mit den Leuten abzufinden, gleichgültig, ob man fremde Leute bei sich hat oder nicht. Einem meiner Bekannten, einem jüdischen Bierbrauereibesitzer, ist einmal folgendes passiert: Nachts zwischen zwei und drei Uhr schellt es, ein Telegramm aus Berlin sei da. Natürlich weiß man sofort, was das für ein Telegramm ist, und man bereitet sich, die heilige Hermandat zu empfangen. Diesmal ist man aber nicht gewillt, etwas zu zahlen, denn man hat erst vergangene Woche einen reichlichen Obolus in das bodenlose Polizeifaß geworfen. Man läßt also alle, die unberechtigt im Hause verweilen, sorgfältig verstecken, der eine wandert in einen Kleiderschrank, der andere in einen Holzverschlag, und so fort, und nachdem dies alles gemacht ist, geht man hinunter, um sich nach dem Einlaßbegehrer umzusehen. Diesmal aber war es ausnahmsweise wirklich ein Telegramm aus Berlin; die dort wohnende Tante hatte einen Sohn bekommen, was deren Gatte hocherfreut der Familie anzeigte. Man könnte über diese Geschichte lachen, wenn sie nicht zeigte, in welcher Angst und Unruhe die Israeliten im Zarenreiche in normalen Zeiten

---

„zu beweisen. Verzeihen Sie mir das Unheil und die Schande, „die ich über Sie gebracht habe!"

Als der Fremde den Brief vorgelesen hatte, blickten die beiden einander an. Schon längst war in Jaukel die Vermutung aufgestiegen, einen Verwandten vor sich zu haben. Da fragte ihn der Erzähler nach seinem Namen und seinem Alter. Als er darauf die Antwort hatte, fiel er Jaukel um den Hals und schrie laut auf: „So bist Du unser Jaukel und ich Dein Bruder Schimon!" Vor Schrecken blieben Jaukel die Worte in der Kehle stecken. Er war kaum zwei Jahre alt gewesen, als sein Bruder ausgewandert war. Niemals hatte im Hause seines Vaters der Name des Bruders erwähnt werden dürfen, so daß ihm auch dessen Existenz verborgen geblieben war. Die beiden Brüder begaben sich sodann in die Stadt, verzehrten ein kleines Mahl und fuhren nachmittags miteinander nach Jaukels Wohnort. Hier stellte Jaukel seiner Frau und seinen Kindern den Schwager und Onkel vor. Schimon verbrachte mehrere Wochen bei ihnen. Er besuchte auch seine übrigen Geschwister, die an andern Orten — die wir heute nicht nennen wollen — wohnten. Es war ihm ein leichtes, seine Rehabilitierung durchzuführen. Als er nach drei Monaten nach Amerika zurückkehrte, verkaufte er seinen Fabrikanteil und kehrte in sein Heimatsort nach W. zurück. Daselbst lebt er heute noch als wohlhabender und angesehener Mann. Seine einzige Beschäftigung besteht darin, Gutes zu stiften und die Armen zu unterstützen. — Möge es ihm gegönnt sein, noch lange Jahre zu leben zum Segen seiner Familie und seiner Mitmenschen.

dahinleben und in welcher entsetzlichen Aufregung sie sich erst jetzt befinden, da der Explosivstoff in jedem Augenblick aus den Gerichtssälen in die Massen zu fliegen droht. Welche Tränenausbrüche konnte man an den vergangenen hohen Feiertagen in den Synagogen wahrnehmen, und was werden erst die kommenden Tage bringen?

Vor 14 Tagen hat man hier das Stolypindenkmal enthüllt, zum Gedenken des Mannes, den Dr. Bogrow, ein angeblich getaufter Jude und Polizeispitzel, vor zwei Jahren im Theater niederschoß. Mit dem Attentäter machte man kurzen Prozeß, indem man ihn zwei Tage darauf hängte, aber dem Volke gibt die ängstlich gemachte Reaktion jetzt die Antwort durch einen an den Haaren herbeigezogenen Prozeß. Wann wird das russische Volk sich aufraffen, um solche Faustschläge in das Antlitz der Zeit unmöglich zu machen?

Palästina.

Aufhebung des roten Zettels?

Warschauer jüdische Blätter veröffentlichen die Nachricht, daß der für alle ausländischen jüdischen Reisenden in Palästina bestehende besondere rote Paßzettel durch eine Verfügung des türkischen Ministeriums des Innern abgeschafft worden sei. — Die Einrichtung des sogenannten roten Zettels ist ein Ueberbleibsel der hamidischen Aera. Als nämlich im Jahre 1882 unter den verfolgten russischen Juden eine Bewegung zu massenhafter Auswanderung nach Palästina und Syrien einsetzte, traf Sultan Abdul Hamid, der eine Ueberflutung des Landes mit mittellosen Emigranten befürchtete, die Verfügung, daß allen ausländischen Juden bei der Landung in Jaffa ihr Reisepaß abgenommen und ein roter Legitimationsschein eingehändigt werden sollte. Dieser Schein enthält u. a. den Vermerk, daß der Inhaber nur zu einem dreimonatigen Aufenthalt im Lande berechtigt sei. Praktisch war diese „rote Zettel" der Ausdehnung des jüdischen Kolonisationswerks in Palästina kaum hinderlich, gleichwohl empfanden weite jüdische Kreise die gegen die jüdischen Reisenden als solche gerichtete Maßregel als eine demütigende Ausnahmebestimmung. Nach Meldung der hiesigen Blätter ist nun die verletzende Einrichtung, die dem Geiste der neuen türkischen Verfassung durchaus widerspricht, endlich aufgehoben worden. Wie hierzu von informierter zionistischer Seite mitgeteilt wird, ist es seit langem bekannt, daß eine Aktion auf Abschaffung dieses roten Zettels eingeleitet worden ist, deren Aussichten in der Tat sehr günstig stehen. Aus begreiflichen Gründen haben aber bisher die Initiatoren von Veröffentlichungen in dieser Sache abgesehen, und es ist bedauerlich, daß in einer so wichtigen Sache voreilig derartige Nachrichten verbreitet werden.

Amerika.

Der verstorbene Maire von New-York, Gaynor.

Die allgemeine Trauer um den Tod des verstorbenen Maire von New-York, William Gaynor, die Trauertelegramme aus dem ganzen Lande, die in New-York eingelaufen sind, legen Zeugnis ab für die Bedeutung, die diese Persönlichkeit im politischen Leben eingenommen hat. Sogar Organisationen, die sich zu des Verstorbenen Gegnern zählen, haben zum Zeichen der Trauer ihre Versammlungen auf zwei Tage eingestellt. Von der allgemeinen Beliebtheit des Verstorbenen konnte man sich bereits eine richtige Vorstellung machen, als Gaynor vor drei Jahren, kurz vor dem Antritt einer beabsichtigten Europareise Gegenstand des Attentats eines Irrsinnigen wurde, der ihn mit einem Dolche erstechen wollte. Damals waren die Spalten aller Zeitungen der Welt über Gaynor gefüllt. Das beweist schon, daß Gaynor etwas mehr war, wie ein gewöhnlicher amerikanischer Politiker.

Gaynor ging in seiner sozialen Tätigkeit ganz auf. Dreißig Jahre stand er der Verwaltung vor. In dieser langen Zeit konnten auch die Gegner ihm keine einzige Ungerechtigkeit nachweisen. Gerade jetzt tobt der heftige Kampf der New-Yorker Stadtwahlen, in welchem mehrere Parteien Kandidaten gegen Gaynor aufgestellt haben. Aber keine Zeitung und keine Wählergruppe hat in diesem Wahlkampfe auch nur einen Verdacht auf Gaynors Ehrlichkeit werfen können. Und das will in Amerika etwas heißen. Daß nach seinem Tode sich einstimmiges Lob auf seinen Namen häuft, ist fast selbstverständlich.

Ehrlich war er besonders auch in seiner echten amerikanischen Freiheitsliebe. Er glaubte als echter Republikaner an die Freiheit und Gleichheit aller amerikanischen Bürger ohne Ausnahme, wie sie die amerikanische Verfassung verkündet. Deswegen wurde er von den Juden, besonders von eingewanderten, vergöttert. Er war der erste und einzige New-Yorker Maire, der die Interessen der „Fremden" mit solcher sympathischen Toleranz vertreten hat. Keine Gelegenheit ließ er vorbeigehen, wo er bei einer jüdischen Kundgebung heraustreten konnte. Dabei leitete ihn nicht etwa das gewöhnliche süßliche Mitleid mit den Juden als Verfolgten, sondern allein sein Gerechtigkeitsideal. Da er in der Bibel und in der jüdischen Geschichte bewandert war, fand er stets bei seinem öffentlichen Auftreten in jüdischen Versammlungen das richtige Wort. Bei der Eröffnung des jüdischen Theaters in New-York, sagte er: „Warum sollte das jüdische Theater nicht gut sein? Ihr alle stammt ja von einer dramatischen Rasse. Eure ganze Geschichte seit der Weltschöpfung ist ein Drama. Wo findet man soviel Poesie und erhabene Tragik wie in der Bibel? In diesem Punkte und in vielen anderen kann sich die ganze Literatur der Welt nicht mit der Bibel messen. Das ist keine Schmeichelei — denn dies ist ja allgemein bekannt." — Er ist immer für die freie Einwanderung eingetreten. Und dazu gehört jetzt in Amerika viel Mut. Er war ein Gegner der Korruptionspartei, des Tammany-Hall. Diese wußte bei der letzten Wahl keinen besseren Rat, um sich zu retten, als indem sie Gaynor als Kandidat aufstellte. Gaynor sollte als Aushängeschild für die Partei dienen. Aber die Kandidatur von Tammany-Hall fiel durch und Gaynor wurde mit großer Mehrheit gewählt. Und Gaynor fuhr fort, die Interessenwirtschaft in der New-Yorker Stadtverwaltung zu bekämpfen. Es ist für ihn bezeichnend, daß er öffentlich den Ausspruch tat: „Unter korrupten Elementen ist nicht die eingewanderte Bevölkerung zu verstehen. Sie finden dieselben eher in der schon seit Dezennien ansässigen Bevölkerung. Diese ist es, die die korrupte Regierungsform zu erhalten bemüht ist."

Auch aus dem heutigen Wahlkampf wäre er mit großem Siege hervorgegangen. Doch ihn erwählte der Tod als sein Kandidat und der Tod siegte.

Die Juden aber verlieren in ihm einen warmen Freund, einen unermüdlichen Gönner.

Einwanderungsstatistik.

Die jüdische Einwanderung nach Amerika, die 1912 80 595 Personen betrug, ist vom 1. Juli 1912 bis 30. Juni 1913 auf 114 740 gestiegen, hat also in diesem Zeitraume um 42 Prozent zugenommen. Von den verschiedenen Nationalitäten nehmen in bezug auf die Zahl die Juden die dritte Stelle ein. Zuerst kommen die Italiener, dann die Polen, an dritter Stelle die Juden, darauf erst Engländer, Russen, Ruthenen. Diese in Amerika einwandernden Juden kommen natürlich hauptsächlich aus Rußland. Aus Rumänien sind nach Berichten der „Ica" im Hafen von New-York im Jahre 1912 gelandet rund 2 500 Personen.



Korrespondenzen.



Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Ein edles Menschenherz hat aufgehört zu schlagen. Die langjährige Leiterin des hiesigen isr. Mädchenwaisenhauses, Fräulein Reine Loew, ist nach schmerzvollem Krankenlager in der Nacht zum Erev Jom Kippur durch einen sanften Tod erlöst worden. Nicht lange durfte sie, die sich 38 Jahre lang mit großer Hingabe und Aufopferung der Erziehung der Waisen gewidmet hatte, sich der wohlverdienten Ruhe erfreuen. Fräulein Loew war eine wahrhafte Mutter für ihre Zöglinge; jedes einzelne war ihr ans Herz gewachsen. Treffend entwarf Oberrabbiner Ury ein Bild der Verklärten, indem er sie mit einem Segen spendenden Baume verglich, der zu früh aufgehört hat, Früchte und Schatten zu geben. Fräulein Loew war den Kindern auch ein Vorbild wahrer Frömmigkeit; sie war die Tochter eines trefflichen, frommen Mannes gewesen. Auch außerhalb ihres Wirkungskreises übte die Verstorbene gar oft Gemilus Chesed. Die heute Sonntag erfolgte Beerdigung legte Zeugnis ab für die Wertschätzung der Heimgegangenen. Dem Sarge voran schritten die Waisenkinder, die Damen des Komitees und die Lehrerinnen. Zu beiden Seiten des Sarges schritten die Herren des Verwaltungsrates, denen sich ein großes Trauergefolge anschloß. Draußen am offenen Grabe widmete Herr Dr. Schmoll im Namen des Verwaltungsrates der Edlen warme Worte des Dankes und des Abschiedes. Möge die liebe Heimgegangene in den lichten Höhen ihren Lohn genießen.

Straßburg. Im Anschluß an die Mitteilung von der Wiedereröffnung des Minjan im Isr. Krankenhaus, sei daran erinnert, daß vor ca. 9 Jahren Herr Emil Bickhard sich um das Zustandekommen dieses Minjans bemüht hat. Herr Bickhard hatte keine Opfer gescheut, um eine Synagoge im Krankenhause einzurichten, damit die Patienten Freitag abend und Sabbat nicht die religiöse Erbauung entbehren.

Colmar. Wie uns mitgeteilt wird, hat das Konsistorium des Ober-Elsaß nach langer Pause in den letzten Tagen wieder eine Sitzung abgehalten. Auf der Tagesordnung stand die Regelung des Rabbinates Mülhausen II. Da Dornach in Mülhausen eingemeindet wird, muß nämlich das Rabbinat Dornach in ein Rabbinat Mülhausen II umgewandelt werden. Das Konsistorium hat nun mit 4 gegen 2 Stimmen beschlossen, Rabbiner Dr. Meyer-Thann zum Rabbiner von Mülhausen II zu ernennen. Dieser Beschluß des Konsistoriums wird erst von der Regierung bestätigt werden müssen.

Dieuze. Vorige Woche stand D. im Zeichen der Trauer. Montag, den 6., starb der allverehrte Kantor, Herr Isaac Mantoux, im Alter von 62 Jahren. Noch vor wenigen Monaten konnte sein 40jähriges hiesiges Amtsjubiläum gefeiert werden, worauf er bald schwer erkrankte. Er erholte sich wieder soweit, daß er z. T. sein Amt versehen konnte, und noch beide Tage Rosch-haschonoh hat er geleient. Die Teilnahme an diesem Trauerfall ging über das gewöhnliche Maß weit hinaus, das bewies die ungeheure Menschenmenge, die bei der Beerdigung dicht gedrängt die Synagoge erfüllte, in die man den Sarg getragen hatte. Herr Oberrabbiner Dr. Netter und Rabbiner H. Dreyfuß würdigten ihn als Beamten, Gatten und Menschenfreund und hoben seine großen Verdienste hervor. Selten noch hat ein Kantor solches Ansehen genossen wie er. Dem Sarge voran schritt die militärische Kapelle und der Kriegerverein, dessen Mitbegründer er war. Das Militär hatte Offiziere und Mannschaft beordert. Auf dem Friedhof sprach im Namen des Kantoren-Verbandes und der zahlreich erschienenen Kollegen Herr Oberkantor Zivi, der in der Synagoge bereits ergreifende Gebete vorgetragen hatte nach ihm ein Vertreter des Stadtrats, der Vorsteher der jüdischen Gemeinde und schließlich der Präsident des Kriegervereins. Mit Gebeten schloß die würdige Feier. Er ruhe in Fieden.

Hattstatt. Am 2. Tage Rosch-haschonoh wurden die irdischen Ueberreste des Rentners Leopold Roth von hier zu Grabe getragen. Ein Herzschlag machte seinem Leben ein jähes Ende; er erreichte das Alter von 73 Jahren. Einen unersetzlichen Verlust erleiden unsere armen Glaubensgenossen, welche bei dem Verblichenen wie Hausgenossen verkehrten.

Scherweiler. Unser langjähriger Bal-Tefiloh, Herr Sylvain Weill, Sohn unseres Gemeindepräsidenten, hat in diesem Jahr das Vorbeten des Jaum-Kippur, auch an Stelle unseres Kantors, der durch ein kleines Unwohlsein verhindert war, übernommen. Für diese Bereitwilligkeit sei ihm hiermit bestens gedankt.

Sulz u. W. Da der neugewählte Kantor erst nach den Feiertagen kommt, war die hiesige Gemeinde über Jom Kippur ohne Chason. Nichtsdestoweniger hatten wir hier einen erhebenden Gottesdienst dank der freiwilligen Bemühung von Gemeindemitgliedern. Herr Maxime Kloß hat Kol Nidre und Mussaph ergreifend und meisterhaft vorgebetet und wurde hierbei von einem durch ihn dirigierten, gut eingeübten Männerchor wirksam unterstützt; unser unermüdlicher Bal tefilloh, Herr Dahlmann, hat in gewohnter Weise Schachris und Minchah geort und Herr Sylvain Blum hatte Neiloh übernommen und sich seiner Aufgabe zur allgemeinen Befriedigung entledigt. Allen, die sich um das Zustandekommen des schönen Gottesdienstes verdient gemacht haben, gebührt der volle Dank der Gemeinde.

Bayern.

Ansbach. Bei der diesjährigen Anstellungsprüfung für die Kandidaten des Volksschuldienstes waren für die israelitischen Lehrer folgende Aufgaben aus der Religionslehre gestellt: 1. Übersetzung von Jeremias XXXII, 18—22 (Vers 18, der in der Vorlage ohne Vokalisation gegeben war, soll vokalisiert werden); 2. wie ließe sich im Anschluß an diesen Text der X. u. XI. Glaubensartikel (nach Ableitung, Inhalt und Bedeutung) darstellen? 3. ein Bild des Charakters von Jeremias soll entworfen werden (die wichtigsten Ereignisse aus seinem Leben sollen hierbei erwähnt werden).

Preußen.

Berlin. Der D. I. G. B. bringt soeben Nr. 84 seiner „Mitteilungen" zur Ausgabe. Dieselben enthalten: Einladung zum vierzehnten (ordentlichen) Gemeindetag am Sonntag den 7. Dezember d. J. — Mandatsprüfungskommission. — Stenographisches Protokoll des 2. deutsch-israel. Verbandstags. — 3. außerordentliche Mitgliederversammlung der deutschen Zentralstelle für jüdische Wanderarmenfürsorge. — Ergebnisse der Rundfrage über die Volksschulen. Es wird wohl später auf den einen oder anderen dieser Gegenstände zurückzukommen sein.

Baden.

Karlsruhe i. B. Am vergangenen Sonntag konnte Herr David Ettlinger, Seniorchef der Firma J. Ettlinger &

Wormser, seinen 80. Geburtstag feiern. Die ganze israelitische Religionsgesellschaft nahm innigen Anteil an diesem Freudentage, galt es doch einen Mann zu ehren, der allezeit ein eifriger Förderer jüdischer Interessen jeglicher Art war. Eine Abordnung der israelitischen Religionsgesellschaft deren Vorstandsmitglied er schon lange Jahre ist, überbrachte ihm ein Geschenk. Möge er ein glückliches Alter in Zufriedenheit verbringen und sich des Guten erfreuen, das von ihm ausgeht. c.

Hessen.

Wallertheim (Rheinhessen). Herr Karl Isaac I und Frau Rosa geb. Mayer können ב״ה am zweiten Tag סכות das Fest ihrer silbernen Hochzeit feiern. Beide erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Herr Isaac ist seit 1877 ununterbrochen Bal Tokeah hiesiger Gemeinde. c.

Österreich-Ungarn.

Lemberg. Wie den hiesigen Blättern telegraphiert wird, sind in dem Ort Cholujow während eines Abendgottesdienstes in der Synagoge 15 Personen getötet und zahlreiche andere mehr oder weniger schwer verletzt worden. In der Synagoge hatten sich mehrere hundert Personen zur Feier des Versöhnungsfestes eingefunden. Im Erdgeschoß befanden sich die Männer, während die Frauen und Mädchen sich auf den Galerien versammelt hatten. Plötzlich erscholl der Ruf: Feuer! worauf eine Panik entstand. Die Männer konnten sich retten, während von den Frauen auf den schmalen und unzulänglich beleuchteten Treppen zahlreiche zu Boden gerissen wurden. Die andern strebten über die Körper der Gefallenen dem Ausgange zu. Nach dem Bericht von Augenzeugen wurden 15 Frauen und Mädchen teils zu Tode gequetscht, teils zertreten. Zahlreiche andere Frauen trugen Verletzungen davon.

Frankreich.

Paris. Beförderungen: Herr A. Blume, Untersuchungsrichter in Besançon, ist zum Rat am Appellationshofe in Besançon ernannt worden. Oberstleutnant Godchot ist zum Oberst befördert worden.

Wochenkalender.

	1913	5674	
Sabbat	18. Okt.	17. Tischri	שבת חוה״מ. קהלת
Sonntag	19. „	18. „	
Montag	20. „	19. „	
Dienstag	21. „	20. „	
Mittwoch	22. „	21. „	הושענארבא. ערוב תבשילין
Donnerst.	23. „	22. „	שמיני עצרת
Freitag	24. „	23. „	שמחת תורה
Sabbat	25. „	24. „	בראשית
Sonntag	26. „	25. „	
Montag	27. „	26. „	
Dienstag	28. „	27. „	
Mittwoch	29. „	28. „	
Donnerst.	30. „	29. „	
Freitag	31. „	30. „	א׳ דראש חדש

Gebetszeiten.

	(Freitagabend)	(Sabbatausgang)	(Festanfang)
	ש׳ חוה״מ		ש״ע
Ansbach	5 U. 15	6 U. 00	5 U. 15
Basel	—U.—	—U.—	—U.—
Fürth	—U.—	—U.—	—U.—
Metz	—U.—	—U.—	—U.—
München:			
Synagoge Herzog-Maxstr.	—U.—	—U.—	—U.—
„ Herzog-Rudolfstr.	—U.—	—U.—	U.—
„ Müllerstraße	—U.—	—U—	—U.—
Nürnberg:			
Synagoge Essenweinstraße	5 U. 00	6 U. 00	5 U. 00
Straßburg:			
Synagoge Kleberstaden	5 U. 30	6 U. 15	5 U. 30
„ Kageneckerstraße	5 U. 15	6 U. 15	5 U. 15
Stuttgart	5 U. 00	6 U. 08	5 U. 00

(Amtswoche: Stadtrabb. Dr. Kroner, Kirchenrat.)

ש׳ בראשית

	(Freitagabend)	(Sabbatausgang)
Ansbach	5 U. 15	5 U. 50
Basel	—U.—	—U.—
Fürth	—U.—	—U.—
Metz	—U.—	—U.—
München:		
Synagoge Herzog-Maxstr.	—U.—	—U.—
„ Herzog-Rudolfstr.	—U.—	—U.—
„ Müllerstraße	—U.—	—U.—
Nürnberg:		
Synagoge Essenweinstraße	—U.—	—U.—
Straßburg:		
Synagoge Kleberstaden	5 U. 30	6 U. 00
„ Kageneckerstraße	5 U. 00	6 U. 00
Stuttgart	5 U. 00	5 U. 58

(Amtswoche: Bezirksrabb. Dr. Stößel.)



Familiennachrichten.

(Mitteilungen für diese Rubrik werden kostenlos aufgenommen.)



Geborene:

Madeleine, T. v. Felix Weill u. Irma Gugenheim, Straßburg.

Vermählte:

In Paris: Paul Dreyfus, 7, rue Cadet, u. Germaine Samuel, 96bis, rue d'Hauteville. — Gabriel Rosenwald, 4, rue de Lisbonne u. Yvonne Gutmann, 23, Quai aux Fleurs. — Edouard Lévy, 47, boulevard Beaumarchais, u. Aline Polak, 47, rue Lepeletier. — Samuel Lévy, 67, rue Rochechouart, u. Marguerite Lévy, 11, Square Sainte-Croix-de-la-Bretonnerie. — Mendel Alfland, 8, rue Popincourt, u. Camara Natanson, 39, rue de la Roquette. — Benzion Mirotchnikoff, impasse de la Photographie, u. Sara Friedmann, 7, impasse de la Photographie. — Mowscha Khaïb, 131, rue Marcadet, u. Beila Vandler, 138, avenue des Batignolles (Saint-Ouen).

Gestorbene:

Frl. Reine Loew, 63 J., Straßburg. — Fr. Lehrer Feist, geb. Kahn, 46 J., Zabern. — Isaac Mantoux, Kantor, 62 J., Dieuze.

In Paris: Fr. Netter Calmann, geb. Judas Thérèse, 85 J., avenue de Ségur 27. — Dick Raymond, 9 J., rue Henner 5. — Fr. Ditor Baruch, geb. Weill Sara, 88 J., rue Etienne Dolet 1. — Fr. Rosenfeld Albert, geb. Fliker Clara, 22 J. — Fr. Jenasanski

Jacques, geb. Ancel Esther, 23 J., aus Perreux. — Fr. Winter Jules, geb. Blum Bety, 32 J., rue Antoine Chantin 33. — Fr. Meyer Mathieu, geb. Meyer Ernestine, 59 J., rue Pétion 2. — Samuel Emile, 44 J. — Leizerovitch Joseph, 17 J., rue Quincampoix 31. — Abravanel David, 65 J. — Fr. Francfort Isaie, geb. Kahn Pauline, 65 J., aus Boulay (Lothr.). — Marx Isidore, 73 J., Chaussée de l'Etang 12, St.-Mandé. Edelstein Iri, 19 J., rue Montmartre 48. — Fr. Lazard Picard, geb. Picard Florine, 89 J., rue Chabrol 40. — Fr. Huck André, geb. Coblentz Adolphine, 68 J., rue Saint-Florentin 10. — Fr. Schnerb, geb. Netter Adèle, 70 J., rue Sedaine 93. — Ulmann Jacques, 6 J., rue Dufrénoy 2.



Rätsel-Ecke.

Sendungen für diese Rubrik nur an Dr. Bloch-Barr erbeten.



1. Visitenkartenrätsel.

Von Denise Blum, Rosheim.

Cha. Lobhans

Oran

An welchem Tag geht dieser Herr zum „Lernen"?

2. Zahlenrätsel.

Von Max Ehrlich, Straßburg.

1 2 3 4 5 6 Israelit. „Fest der Freude". — 2 6 2 Vogel. — 3 4 7 8 6 Empörer. — 4 7 3 8 9 Sturm. — 5 4 7 8 Heiligstes Gut der Israeliten. — 6 4 1 0 8 Prophet. — Erste Reihe = Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter.

Rätsellösungen aus Nr. 40.

1. **Bal Tefiloh, Bal Thokeïa.**
2. **Kolnidrey,** Ostende, Laban, Nil, Igel, David, Rabbiner, Esther, Yvonne.

Richtige Rätsellösungen:

Ein Rätsel: René Salomon, Scherweiler. — Helene Samuel, Neubreisach. — Georges Braun, sen., Luzern. — Norbert Lehmann, Dauendorf. — Georgette Levy u. Blanche Weil, Quatzenheim. — Peter Levy, A-B-C-Schütze, Gebweiler (O.-E.). — Bubi Debré, Westhofen. — Aline u. Suzette Schwab, Mommenheim (das eingesandte Visitenkartenrätsel ist nicht druckreif; die Namen der Personen und namentlich der Orte dürfen doch nicht ganz „aus der Luft gegriffen" werden. — Frau Berthe Goetschel, Luzern (nach unserer „Berichtigung" werden Sie wohl auch die Lösung richtigstellen).

Zwei Rätsel: Moritz Rueff, Blotzheim. — Sophie Hirnheimer, Höchberg (bei Würzburg). — Susanne Simon, Reichshofen (vgl. die „Berichtigung").

Berichtigung: Das Visitenkarten-Rätsel in Nr. 41 enthielt einen Druckfehler, der die Lösung erschwert; es sei daher hier wiederholt: „**P. Kup, Urmija**; welcher Tag scheint diesem Herrn der schönste."

Für das israelitische Waisenhaus in Jerusalem.

Anonym, Buchsweiler 10 M. Blum, Muttershausen 5 M. Madame B. Weil, Straßburg 6 M (wovon 3 M für Lemaan Zion). Anonym, Merzweiler 10 M.

Briefkasten.

Aus Bayern. Auf verschiedene Anfragen teilen wir mit, daß s. G. w. die Fortsetzung der Artikel über die neue bayrische Kirchengemeindeordnung folgt, sobald unser Mitredakteur nach Maßgabe seiner Kräfte imstande ist, dieselbe zu liefern.

Lustige Ecke.

Scherzfrage: In welcher Tonart bliesen die Israeliten vor Jericho ihre Posaunen?

Antwort: In D-Moll; sie haben alles demoliert.



Vermischtes.



Hochzeit jüdischer Zwerge.

In der East London Synagoge wurde vor einiger Zeit eine Hochzeit von außergewöhnlichem Interesse gefeiert. Zum erstenmal in der Geschichte der Gemeinde wurden die Beamten aufgefordert, das eheliche Band unter solch kleinem Brautpaar zu knüpfen, wie diejenigen waren, die unter dem Trauhimmel standen. Kein Wunder deshalb, daß die Trauung eines drei Fuß hohen Bräutigams mit einer Braut, die 5 Zoll größer war, eine Menge von über 2000 Leuten anzog.

Der Bräutigam war Jean Nikolay, der mit seinem Vater, Baron Nickolay, mit einigem Erfolg auf der Bühne der Musikhalle, wo sie als „russische Zwerge" erscheinen, aufgetreten ist. Er war von seinem Vater begleitet, der ungefähr 6 Zoll kleiner ist als er. Sein Name wurde in das Register eingetragen als Leo Dorfmann, 24 Jahre alt, Musikhallenkünstler. Seine Braut, deren Name angegeben war als Minnie Rott, 28 Jahre alt, Schneiderin, war von ihrer Mutter begleitet, die selbst eine sehr kleine Frau war. Erstere war in ein hellblaues Gewand gekleidet und trug einen weißen Hut, sie benahm sich mit großer Ruhe während der Feier, die von Rabbiner J. Miller vollzogen wurde.

Nach dem Gottesdienst war die Menge des Volkes, die wartete, um die Abfahrt des Brautpaares zu sehen, so groß, daß in dem Gedränge Gefahr für die Teilnehmer der Feier entstand. Eine kraftvolle Bemühung von seiten einer großen Anzahl Männern verhüteten jeden Unfall, aber des Bräutigams Mutter wurde in einer Art Ohnmacht in den Wagen gehoben.

Die Kriminalität der Juden in New-York.

Dieser Tage erschien der Bericht über die Gefängnisse des Staates New-York für das Jahr 1912. Aus den statistischen Daten geht hervor, daß die Juden, welche einerseits ein verhältnismäßig großes Kontingent von Einwanderern stellen, in bezug auf die Kriminalität weit unter dem Prozentsatze zurückbleiben, der dem Verhältnisse entsprechen würde, in welchem sie zur Gesamtbevölkerung in New-York stehen. Diese Konstatierung wird gerade bei der bevorstehenden Debatte über die verschiedenen Anträge betreffend eine neue Einwanderungsbill von großer Bedeutung sein.

Der Bildhauer Ginsburg und die russische Polizei.

Der bekannte jüdische Bildhauer Elijahu Ginsburg, Mitglied der Petersburger Kaiserlichen Akademie, unternahm vor einigen Tagen im Auftrage der Kaiserlichen Akademie eine Studienreise nach Jalta. In Jalta darf kein Jude wohnen. Auf dem Schiff, das nach Jalta fuhr, machte er unter den Mitreisenden die Bekanntschaft eines Juden. Werden Sie in Jalta wohnen dürfen? frug Ginsburg seinen jüdischen Bekannten. Ich werde schon hinter Ihnen durchkommen, erwiderte dieser. In Jalta angekommen, schritt der jüdische Mitreisende unbehelligt an den Polizeibeamten vorbei, die die Passagiere erwarteten, die an Land stiegen. Ginsburg wurde von ihnen angehalten; er zeigte die offiziellen Empfehlungen des Präsidenten der Akademie und Schreiben anderer hoher Persönlichkeiten vor, die besagten, man

solle dem Maler in jeder Weise behilflich sein. Das hat keinen Wert, erwiderte der Polizeibeamte, die Minister schreiben uns oft, wir erlauben den Juden doch nicht, unser Gouvernement zu betreten. Da ging Ginsburg ein Licht auf. Er griff aus der Brusttasche andere Papiere hervor und plötzlich hatte er das Wohnrecht in Jalta. Andern Tags traf er den jüdischen Mitreisenden. Wieso haben Sie es denn angefangen, unbehelligt durch die Reihen der Polizei hindurch zu kommen? Sie haben mich einfach nicht als Juden erkannt, antwortete er verschmitzt.

Fund von alten israelitischen Maßen auf dem Berge Zion.

Die Ausgrabungen am Berge Zion in Jerusalem haben neuerdings ein sehr wichtiges und für die alte biblische Geschichte bedeutsames Ergebnis zutage gebracht. Bereits im Jahre 1898 hat man ein kleines Erzgefäß von einer besonderen Form gefunden. Man wußte nicht, was es zu bedeuten habe, besonders da aus der Umgebung kein Aufschluß gezogen werden konnte. Im Laufe der Ausgrabungen sind dann zu verschiedenen Malen ähnliche Gefäße, aber von verschiedener Größe, zum Vorschein gekommen. Vor kurzer Zeit ist man nun auf die richtige Erklärung gekommen. Man hat nämlich zwei Zimmer, die in den Felsen gehauen waren und ineinander übergingen, entdeckt. Das erste, von drei Metern Länge, enthielt eine hölzerne Mühle mit zwei großen Basaltsteinen. Das zweite Zimmer dürfte wahrscheinlich ein Kornspeicher gewesen sein. Hier hat man nun eine Sammlung von 14 Gefässen gefunden, die alle den bereits früher entdeckten glichen. Es handelt sich hier um Hohlmaße, insbesondere um Getreidemaße. Da die aufgefundenen Räume sich innerhalb des alten Tempelgebietes befinden, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß man es hier mit den Räumen für die Opfergaben, die Zehnten, zu tun hat. In der Tat ist in der Nähe dieser Räume eine Türschwelle mit großen Zapfenlöchern gefunden worden, auf der das Wort „Korban" (gesetzliche Opfer) eingemeißelt war. Diese Hohlmaße sind nun genau geprüft und mit dem heute gebräuchlichen Maße verglichen worden. Dabei hat sich die interessante Tatsache herausgestellt, daß das größte der Gefäße, das als Einheit aufgefaßt wurde, beinahe ganz genau 20 Liter faßte. Das nächstfolgende 15 Liter, das dritte 10 Liter und das vierte 5 Liter. Man kann also sagen, daß die alten Hebräer ein Maßsystem angenommen hatten, das dem metrischen System von heute fast völlig gleichkommt. Leider konnte noch nicht ganz genau festgestellt werden, welche von den althebräischen Maßformen diese Gefäße vorstellen.

Die Krone des Propheten.

Es war zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als ein älterer abgehärmter Mann die Amtsstube des Rabbiners einer größeren süddeutschen Gemeinde betrat. Derartige Gestalten erschienen in jener Zeit, da es noch keine Wanderbettelkassen gab, bei den Herren Rabbinern nicht selten und auch hier griff in richtiger Würdigung seines Besuches der Rabbi in die Tasche, um den Mann abzufertigen. So rasch aber ließ der Fremde dies nicht geschehen. Es war eine traurige Geschichte, die er erzählte. In jungen Jahren war er seinen Eltern durchgebrannt, wurde Schauspieler, späterhin Sänger. In der Vollkraft seines Mannesalters verdiente er große Summen, die aber ebenso rasch in leichtfertiger Gesellschaft wieder durchgebracht waren. Nun stand er dem Nichts gegenüber, er wollte zu seinem reichen Bruder nach Amerika fahren, war aber nicht im Besitze seiner Ueberfahrtkosten. Wiederholt griff der Geistliche in die Tasche, aber der Mann wollte kein Geschenk annehmen.

„Aus den Tagen, da ich den „Propheten" an den deutschen Opern sang", sprach er, „besitze ich noch eine prächtige Krone, die Steine, das Gold, das Silber sind selbstverständlich nicht echt, aber sie ist vorzüglich gearbeitet, das Werk eines Künstlers und von erlesenem Geschmack. Von diesem Gesichtspunkte aus besitzt sie einen Wert. Ich möchte sie dem Herrn Rabbiner verkaufen und für den Erlös über das große Wasser fahren."

Der Rabbiner war ob dieses Ansinnens im höchsten Grade erstaunt. „Aber lieber Herr", sagte er, „was soll ich mit solch einem Dinge anfangen?"

„Sie können sie als Schmuck für die Thora verwenden."

„Eine Theaterkrone für die Thora, das geht doch wohl nicht gut, indessen zeigen Sie mal her."

Der Mann holte einen großen Karton herein und zeigte dem Rabbi seinen letzten Wertgegenstand. Der Rabbiner, der in seinem Leben noch in keinem Theater gewesen, hatte etwas derartiges noch nie gesehen. Er war entzückt und hingerissen von den in der Sonne funkelnden roten, blauen und grünen Steinen und für sein kindliches Gemüt war es kein Unterschied, ob dies echte Rubinen, Saphiere und Smaragde waren oder nur geschliffenes Glas. Trotzdem weigerte er sich, das Geschäft mit dem Manne zu machen, er wollte ihm aus einem ihm zur Verfügung stehenden Fonds einen kleinen Betrag ohne Gegenleistung aushändigen, indessen der alte Opernheld bestand darauf, daß man ihm das Ding abkaufe und so schloß der Rabbi in einer Anwandlung von Weichherzigkeit das Geschäft ab.

Kaum war der Mann indessen hinweggegangen, da hatte der Rabbiner auch schon große Reue auf den getätigten Kauf. Es ging ihm gegen das Gefühl, einen so unheiligen Gegenstand für heilige Zwecke zu verwenden. Aber der Verkäufer war nicht mehr aufzufinden, wäre auch wohl schwerlich von dem Abschluß zurückgetreten. Da nahm der Rabbiner die Krone, brachte sie auf den Boden der Synagoge, legte sie hier in eine alte Kiste, die zwischen unbrauchbar gewordenen Gebetbüchern und Talmudexemplaren stand und hatte gar bald die ganze Geschichte vergessen.

* * *

Fünfzig Jahre sind seit den geschilderten Vorgängen verflossen. Den Rabbiner und die Vorstände aus jener Zeit deckt längst die kühle Erde. Aber die Gemeinde ist nicht gestorben, sie führt im Gegenteil ein kräftiges Leben, andere Männer stehen an der Spitze und jeder einzelne der Mitglieder wetteifert mit dem anderen, das Gemeindeleben in Schwung zu bringen. Eines der eifrigsten und treuesten Anhänger der Gemeinde ist Frau Baruch Gutmann, Witwe. Ihre Ehe blieb kinderlos, aber ihr vor langen Jahren verstorbener Gatte, hatte ihr ein Vermögen hinterlassen, bedeutend genug, um ein recht großzügiges Leben zu führen, sie aber stellte nur bescheidene Ansprüche und der einzige Luxus, den sie sich gestattete, war, daß sie die Synagoge ihrer Gemeinde alljährlich am Rosch Haschonoh mit einem kostbaren Gegenstand bereicherte. Einmal gab sie ein Silbergerät für die Thora, ein andermal ein Porauches usw. und immer wieder freute sich die Gemeinde auf die Ueberraschung, die ihr zu Beginn des Jahres bereitet wurde. Den Grundstock ihres Vermögens allerdings griff sie nicht an, der sollte für ihre zahlreichen Neffen und Nichten dereinst aufbewahrt bleiben. Diese gaben sich denn auch alle erdenkliche Mühe, die alte Dame bei guter Laune zu erhalten. Aber nicht immer wollte dies gelingen. Krankheit und Alter verdarben ihr oft die Stimmung und auch in diesem Sommer kam es heftig zu Reibereien zwischen ihr und ihren Verwandten, sie glaubte sich vernachlässigt, man besuche sie nicht häufig genug, man lade sie nicht genügend zu Spazierfahrten ein, ja böse

Zungen wußten ihr sogar zu melden, daß ihre Verwandten verächtlich von ihr redeten und sie mit allerhand Spottnamen bezeichneten. Als sie am nächsten Samstag Nachmittag wie gewöhnlich den Besuch der jungen Herren und Damen empfing, ergoß sich über diese eine Flut von Vorwürfen, die vergeblich von ihren Gästen zurückgewiesen wurden. Immer heftiger redete sie sich in den Zorn hinein und zum Schlusse rief sie: Ich werde diesen Rosch Haschonoh der Gemeinde ein Geschenk machen, an das Ihr ewig denken werdet. Alles Zureden half nichts und so erwarteten die zärtlichen Verwandten mit Unruhe die herannahenden Festtage.

Das neugewählte Mitglied des Vorstands der Isr. Gemeinde, Kommerzienrat Jomtossohn entfaltete als neuer Besen eine außerordentliche Rührigkeit. Alle Räume des Gotteshauses wurden einer gründlichen Reinigung und Reparatur unterzogen, nichts blieb dem scharfen Auge des jungen Herrn Vorstehers verborgen und so kam er denn an einem schönen Sommertage auch auf den Boden der Synagoge. Hier wurden die alten Bücher, die seit einem länger als halben Jahrhundert der Staub bedeckte, hervorgeholt und hier auch das Wunder in dem alten Kasten entdeckt — eine glitzernde Krone. Der Herr Vorsteher dachte sich gleich, daß dies eine Krone zur Verherrlichung des Simchas-Thora-Festes sei, daß ihre Benutzung aus irgend einem Grunde in Vergessenheit geraten und sofort stand der Entschluß bei ihm fest, daß er der Gemeinde am kommenden Feste der Gesetzesfreude damit eine Ueberraschung bereiten werde. Er gebot den Arbeitern strengstes Stillschweigen, ließ das Prunkstück durch einen Fachmann auf das feinste säubern, neu vergolden und die fehlenden Steine ergänzen. Zum Ueberdruß ließ er noch ein echt silbernes Band mit guten Steinen besetzt um die Krone legen, es trug die Inschrift: Ogil we-esmach be-Simchas Thora. So sollte die Krone am letzten Tage des Laubhüttenfestes auf dem Almemar in Schönheit prangen und der Herr Vorsteher freute sich schon heute auf die erstaunten Gesichter seiner Gemeindemitglieder.

Der Rosch Haschonoh kam herbei, aber Frau Gutmann hatte der Gemeinde keine Schenkung gemacht. Man atmete auf und glaubte, sie hätte ihre Drohung vergessen. Auch weder am Versöhnungstage, noch an den ersten Tagen des Laubhüttenfestes hörte man etwas von einer Gabe der Frau. Schon wiegten die Herrschaften sich in der Annahme, die Angelegenheit habe eine Wendung zu ihren Gunsten genommen. Da kam das Fest der Gesetzesfreude. Auf der Frauenempore erhoben sich die Damen und sahen andachtsvoll hinunter auf den glänzenden Zug. Doch was war das? Etwas nie Gesehenes bemerkte man: Vor dem Zuge der Thorarollen wurde von zwei Knaben eine wunderbare Krone vorangetragen, hei, wie das blitzte und funkelte in tausend Farben — wer gab das Ding, woher stammte es? Da fiel auch schon irgendwo der Name Gutmann und wie ein Lauffeuer verbreitete es sich in der Gemeinde, daß Frau Gutmann die wunderbare „Kaiserkrone" gestiftet habe. Sofort war man auch schon mit Schätzungen bei der Hand: Hunderttausend Mark, meinte der eine, Zweihunderttausend der andere, schließlich war die ganze Gemeinde sich darin einig, daß unter dreihunderttausend Mark man solche Steine nicht beschaffen könne. Juwelenhändler Mordche Glühkäfer versicherte, daß er sie selbst dazu nicht liefern könne. Man kann sich nun vorstellen, welche Gefühle diese Nachricht bei den Neffen und Nichten der alten Dame auslösten. Jeder einzelne sah sich um sein Erbteil betrogen und als der Verlobte der einen jungen Damen der Einladung zum Mittagessen nicht Folge leistete, vermutete man sofort, daß hier die gespendete Krone die ungenannte, aber wohlbekannte Ursache des Ausbleibens sei.

Am Nachmittag fand Familienrat statt. Hier loderten die Leidenschaften hoch auf, man wollte die Schenkung anfechten, die alte Frau entmündigen lassen. Ihr Hausarzt sollte nach ihrem Geisteszustand gefragt und jeder Verkehr der Familienmitglieder mit ihr abgebrochen werden. Man bedauerte allgemein die großen Auslagen, die man seither für die Bekurung der Ungetreuen gehabt habe.

Da erschien, als die Wogen der Reden und Gegenreden am höchsten gingen, Kommerzienrat Jomtossohn und klärte die ganze Sache auf. Was, keine Schenkung der Frau Gutmann? Eine unechte Krone von irgend einem Trödler? Und mit einer solchen wagt man es, uns am Narrenseil herumzuführen?

Und was hat denn Frau Gutmann zu den Jomtowim geschenkt? „Nichts", sagte der Herr Vorsteher, „ich bin selbst am Eref Rosch Haschonoh bei ihr gewesen, um sie zu einer größeren Schenkung zu bewegen, sie aber lehnte entschieden ab. Ihre Verwandten, so meinte sie, hätten auch ein Recht auf ihre Hinterlassenschaft, sie dürfe nicht alles der Synagoge geben." Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der Anwesenden und sofort schlug die Stimmung um.

Eine edle Frau, hörte man mehrere rufen. Wir müssen zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten.

Aber es hat sie ja bis jetzt niemand beleidigt. Aber im Geiste doch und das ist nach jüdischem Gesetze ebenso unrecht. Rasch entschlossen machte sich die ganze Gesellschaft auf, um die Tante Baruch zu besuchen. Man versah sich mit Blumen, Bonbonnieren, Kuchen und anderen schönen Dingen, die der Tante Freude machen könnten.

Diese fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, als die ganze Familie in gehobener Stimmung bei ihr erschien und ihr viel angenehmes zu sagen wußte. Auch sie hatte von der Geschichte mit der Krone bereits gehört, aber sie tat, als wüßte sie davon nichts und als man spät am Abend sich verabschieden wollte, da bat sie, noch einen Augenblick zu verweilen.

„Kinder", sprach sie, „wer weiß, ob und wann wir uns jemals wieder so freudig und in solcher Zahl zusammenfinden. Ich möchte Euch deshalb eine Mitteilung machen. Ich wünsche nicht, daß Ihr auf meinen Tod, wenn vielleicht auch unbewußt und gegen Euer Gefühl, hoffen oder gar beten sollt.

Ich gebe jedem meiner Neffen und Nichten als Schenkung unter Lebenden je ein Kapital von 50 000 Mark. Mein Notar ist beauftragt, Euch diese am 1. Januar des kommenden Kalenderjahres auszuzahlen. Nach meinem Tode aber habt Ihr nichts mehr von mir zu hoffen, denn der Rest meines Vermögens, von dessen Zinsgenuß ich leben will, ist letztwillig der Isr. Religionsgemeinde verschrieben.

Gerührt und beschämt schlichen die zärtlichen Verwandten unter heißen Dankesworten von dannen. An demselben Abend fanden noch zwei Verlobungen statt. Alljährlich am Simchas Thorah aber prangt die Krone des Propheten auf dem Almemar der Synagoge und erzählt leise von dem Aufruhr, den sie dereinst in der Gemeinde verursachte.

Der Traumdeuter.

In dem arabisch geschriebenen Werke eines spanisch-jüdischen Dichters des 11. Jahrhunderts las ich folgendes nette Geschichtchen:

Der Kalif Chabbus von Granada hatte den Ehrgeiz wie sein großer Vorgänger Harun al Rachid, unerkannt des Nachts durch die Straßen seiner Hauptstadt zu wandeln und wo er Mißstände und Unrecht zu entschleiern vermeinte, griff er ein. So gelangte er vor den Kiosk des Juden Samuel, der in dieser bunten Hütte das Geschäft eines Wahrsagers betrieb. Der Kalif trat ein, warf dem Manne einen Beutel mit Goldstücken hin. „Ich möchte Deine Wahrsagerkünste nicht an eigenem Leibe versuchen, Jude,

denn ich halte nichts von ihnen, nur zuhören und zusehen möchte ich kurze Zeit, wie Du Dein Geschäft betreibst, dafür das Gold."

Samuel nickte zustimmend und der Kalif drückte sich, um möglichst ungesehen zu sein, in die Ecke des Raumes. Bald erschien auch einer der Großen des Reiches und frug den Astrologen, was eine Auskunft koste.

„500 Goldstücke", war die Antwort.

„Wie? So teuer?"

„Ich habe Dich nicht gerufen. Es gibt billigere Wahrsager in Granada."

„Ich möchte aber gerade von Dir geweissagt haben."

„Dann zahle."

Mit Aechzen und Stöhnen öffnete der Araber seinen Beutel und zählte dem Juden 500 Golddenare auf.

„Jetzt berichte, was Du wissen willst."

„Mir träumte heute Nacht", sagte der Mann, „meine Kleider fingen Feuer, ich wollte schon bei Beginn des Feuers löschen, so daß die Kleider mit kleinem Brandschaden noch zu retten gewesen wären, ich konnte mich aber vor Müdigkeit nicht aus dem Bette aufraffen und als ich scheinbar wach wurde, waren die Kleider vollkommen verbrannt."

„Das bedeutet", sagte Samuel, „daß Du in kurzer Zeit Dein ganzes Vermögen verlieren wirst. Alle Mühe, die Du Dir gibst, um es zu retten, wird vergeblich sein."

„Ist das reine Wahrheit? Ist daran nichts zu ändern?"

„Daran ist nichts zu ändern."

Brummend und traurig entfernte sich der Araber. Es erschien darauf ein Berber und frug den Wahrsager, was eine Auskunft koste.

„Gib einige Kupfermünzen, die Du gerade bei Dir trägst," sagte Samuel.

Der Berber gab drei bis vier kleine Kupferstücke und erzählte genau die gleiche Geschichte wie sein Vorgänger. Auch ihm träumte, daß seine Kleider zu brennen begannen, auch er gab sich Mühe, sie zu retten, aber der Schlaf hatte ihn derart übermannt, daß er erst hinzukam, als die Flammen sämtliche Kleidungsstücke verzehrt hatten.

„Du wirst sehr bald", sagte Samuel, „ein überaus reicher Mann werden. Du wirst Gold und Silber, Knechte und Mägde, Pferde und Esel, Kamele und Schafe und viele Felder Dein eigen nennen."

Dann sprang der Kalif aus seinem Verstecke hervor und rief: „Weißt Du, wer ich bin?"

„Du bist der Kalif."

„Nun wohl, wenn Du es weißt, so sage ich Dir, daß ich solche Ungerechtigkeiten in meinem Lande nicht dulde. Für ganz die gleiche Auskunft nimmst Du dem einen den Riesenbetrag von 500 Zechinen ab, dem anderen hingegen armselige drei Kupferstücke. Ferner gibst Du auf ganz die gleiche Anfrage zwei entgegengesetzte Auskünfte, und zwar dem gut zahlenden eine üble und dem schlecht zahlenden eine glänzende Antwort. Eine muß doch von beiden falsch sein. Dein Geschäft ist kein vertrauenerweckendes. Kläre mich auf über Deine Handlungsweise oder ich untersage Dir Dein Handwerk."

Samuel lächelte und antwortete dem Kalifen:

„Meine beiden Forderungen sind richtig und meine beiden Antworten sind begründet. Die Kleider entsprechen im Traume den äußeren Verhältnissen des Menschen, bei dem Reichen zeigen sie dessen Reichtum an, bei dem Armen dessen Armut. Wenn also die Prachtgewänder des Reichen ihm im Traume verbrannten, so wird sein Reichtum von ihm genommen werden, heute aber ist er noch reich und er war leicht in der Lage, mir von dem Gelde, das ja doch bald nicht mehr sein eigen sein wird, die geforderte Summe zu gewähren. Der andere indessen ist ein Bettler, der sich von Hand zu Mund dürftig nährt. Auch bei ihm tritt ein Wendepunkt in seinem Leben ein und zwar nicht nach der schlechten, sondern nach der guten Seite hin. Denn wenn er das einzige, was er besitzt, die paar Lumpen, noch verliert, so wird sein Stern, der nicht weiter sinken kann, von nun ab steigen, während der andere, wenn er einmal beginnt zu fallen, er sich nicht mehr halten kann. Auch wird mich der Berber, wenn er reich geworden ist, königlich belohnen, denn er ist eine edle Seele."

Der Kalif war entzückt von der Weisheit des Juden, er machte ihn zu seinem Großvezier, dem verhaßten Araber aber nahm er sein Vermögen ab und gab es dem Genossen seines Stammes. Denn es war ja nun doch einmal Bestimmung im Traume. Ein Drittel des Vermögens behielt er selbst als eine Art Umsatzsteuer.

Gedaljah.

Bilder aus der jüdischen Vergangenheit von Caroline Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Nie," wiederholte die Fürstin mit bleichen, bebenden Lippen, aber festen Tones; „zieh in Frieden, wenn Du es kannst, Vater, ich bleibe."

„Verblendetes Kind, glaubst Du, ich werde ohne Dich gehen?"

„So bleib Du!" rief Zippora mit flammenden Blicken, „schicke die Krieger an die Mauern, den geschwächten Brüdern zu Hilfe, wohin sie gehören, und zeige, daß Du ein König Deines Volkes bist."

„Und wenn der Feind eindringt und Dein Vater und Deine Brüder ein Raub des blutgierigen Siegers werden, ahnst Du ihr Schicksal? . . ."

Zippora senkte das Haupt. „Zieh in Frieden, wenn Du das Schicksal fürchtest, das Du selbst heraufbeschworen, ich fürchte es nicht."

„Meine Geduld ist zu Ende," rief der König außer sich. „Ismael, tot oder lebendig, nimm sie mit Dir, sie ist Dein, ich kenne sie nicht mehr." Er wandet sich dem Ausgange zu.

Ismael warf sich auf Zippora und entrang ihr die Waffe; doch das war sein ganzer Vorteil, denn während er sich niederbeugte, um sie mit Gewalt fortzutragen, versetzte ihm das verzweifelte Mädchen einen Streich in die Schläfe, daß er zurücktaumelte; dann die Verwirrung und den freien Augenblick benutzend, stürzte sie den offenen Fenstern zu, die auf der Westseite lagen und schwang sich auf eines derselben hinauf; einen Augenblick zeichnete sich die hohe, schlanke Gestalt in der Bogenbrüstung ab und ihr weißes Gewand flatterte im Winde, dann war alles verschwunden. Im Saale ertönte ein Ruf des Schreckens. Der betäubte König wurde von seinen Leuten ergriffen und hinausgeführt, kurze Zeit darauf lag die Davidsburg öde und verlassen. Und all die Räume und Hallen, die in der Zeit der höchsten Blüte aufgebaut wurden, unter dem sangesreichen David und seinem weisen aber prachtliebenden Sohne, als sich das Volk endlich durch ewige äußere Kriege und ewiges Abschweifen vom reinen Glauben zur Abgötterei zu einem einheitlichen Staate und Gotteskultus emporgearbeitet hatte, um bald wieder durch die Schlechtigkeit seiner Könige in zwei Lager sich zu teilen und in zwei verschiedenen Wegen auseinander zu gehen, dem Verfalle zuzuschreiten, dessen Schlußsteine die tragischen Momente der Jahre 722 und 589 waren, all die Räume und Hallen, in denen die Jahrhunderte mit ihrem Flügelschlage vorübergerauscht waren, hätten eine lange Geschichte von Menschenleid und Menschenfreud erzählen können, von Seelengröße und den finsteren Tagen des Ehrgeizes, von dem reinen Lichte der Liebe und dem verderben-

bringenden des Hasses. Die Geschichte bewahrt die Taten und Handlungen der Menschen, die Empfindungen, die Seelenstürme, die die Taten in der Menschenbrust erzeugen, nicht. Davon können nur gesunkene Trümmer und Steine reden, die Zeugen entschwundener Tage und Zeiten . . . , wie manches geschichtliche Rätsel fände Lösung und Deutung.

Die Davidsburg stand öde und verlassen und jeder fremde Männerfuß konnte einziehen in den Stammsitz der Judäischen Könige; sie glich dem von ihrem Gotte und Könige aufgegebenen verlassenen Volke, welches auch nur noch der Sklavenbande harrte, die eine fremde Hand über seinen Nacken werfen sollte.

Blumen zwischen Gräbern.

Dinah war es in der allgemeinen Verwirrung gelungen, aus dem Thronsaale zu entfliehen und hinter einer Zedernsäule verborgen dem Aufbruche zuzusehen. Kaum hatte sich alles entfernt, als sie auch schon eine Fackel ergriff und die Treppe hinuntereilte. Mit festem, sicherem Schritt ging das Mädchen, das sonst das Wehen eines Blattes erschrecken konnte, durch den finstern öden Hof, jeden Winkel und jeden Vorsprung beleuchtend. Endlich fand sie, was sie suchte. Unter einem der Fenster, an der Westseite, stand eine starkästige Sykomore und an den Stamm dieses Baumes gelehnt kniete eine regungslose Gestalt.

Zippora hatte den Tod gesucht, ihn aber nicht gefunden. Gott hatte ihre Schritte dem Fenster zugeleitet, unter dem der breite Baum stand, dessen Aeste sie schützend aufnahmen.

Jetzt lag sie vor ihm in starrem, lautlosem Jammer, die gewundenen Hände zu Gott emporhebend, im tiefsten Herzen sich vor ihm demütigend und um Erleuchtung flehend. Hatte sie recht gehandelt, daß sie sich von dem Vater und den Brüdern losgesagt und ihr Schicksal auf sich selbst gestellt? Hatte sie recht gehabt, ihn allein in die Verbannung ziehen zu lassen? Es waren peinigende, quälende Zweifel, unerträglich, als sich noch plötzlich das Gefühl des Verwaistseins und der Vereinsamung dazu gesellte. Sie betete aus tiefstem, innigstem Herzen und Erlösung kam über sie. Sie hatte nicht den Vater verlassen, weil er ins Elend zog. Er ging der Rettung, dem Glücke entgegen und sie war im Elend zurückgeblieben, damit wenigstens ein Haupt des Königshauses die Schuld desselben im allgemeinen Untergang büße. Soweit sie in ihrem ganzen Leben im Geheimen und Verborgenen, die Gewalttätigkeiten und das Unrecht, das ihr Vater gegen das ärmere Volk beging, gut zu machen suchte, so suchte sie jetzt seine ganze große Schuld mit ihrem Leben zu tilgen.

Daß noch etwas anderes unbewußt mitgesprochen und sie geleitet, das gestand sie sich nicht ein. Wer kennt auch alle geheimen und verborgenen Wege, die im Momente des erregten Handelns in dem Momente zusammenwirken? Er wird sie gewiß nicht zu kennen suchen, solange der Nachklang derselben in seiner Seele noch zittert. Der Jubelruf einer lieben bekannten Stimme machte, daß die Fürstin aus ihrem Sinnen emporfuhr. Dinah lag vor ihr und bedeckte ihr Gewand mit Tränen und Küssen.

„Liebe, arme Seele", sagte die noch verwirrte Fürstin, und zog das vor Aufregung zitternde Mädchen zu sich empor. „Sie haben Dich hier allein zurückgelassen?"

„Wäre ich denn mit ihnen gegangen? Und mein Vater, meine Geschwister! und dann . . . lieber mit Dir im Elende leben, lieber mit Dir sterben, als mit anderen glücklich sein," fügte Dinah mit einem Ausdrucke von Hingebung hinzu, der sich nicht beschreiben läßt.

„Teure, treue Seele! Schwester von dieser Stunde an", sprach die Fürstin mit einem weichen milden Tone, wie ihn Dinah noch nie gehört, „es gibt nichts, was die Königstochter von heut an vor Dir voraus hätte oder haben wollte."

„Hoffe, vertraue", bat Dinah weinend, sie glaubte die Verzweiflung ließe ihre Herrin so sprechen.

Zippora beruhigte sie darüber. „Gott der Herr hat mir den Weg gewiesen, den ich wandeln soll," sagte sie und nach einer Pause fuhr sie fort und ein tiefer, heiliger Frieden, eine verklärte Ruhe lagerte sich auf ihr schönes Gesicht: „Einst führte Debora die Scharen Baraks an und gewann im Namen Gottes den Sieg zum Heil und zur Rettung des Volkes. Ueber mich ist nicht der Geist Gottes gekommen, ich bin keine Prophetin, aber retten und helfen kann ich, bis sich unser Schicksal erfüllt haben wird."

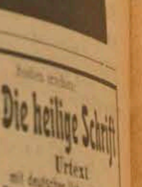
Die Flucht des Königs erregte großes Aufsehen und große Entrüstung; man brachte sie mit dem Gerüchte von dem unterirdischen Gange in Verbindung und Angst und Entsetzen ergriff den größten Teil der Bewohner. Als aber einige Tage vergingen, ohne daß das Entsetzlichste geschah, beruhigten sich die Gemüter und die Ansicht, die ganze Geschichte sei nur erfunden gewesen, um die Flucht zu ermöglichen und zu unterstützen, fand immer mehr Verbreitung; außerdem verbesserten sich teilweise die jammervollen Tage der Stadt, wenn nur auch auf kurze Zeit. Zippora hatte die königlichen Vorratskammern öffnen lassen, sowie die der geflüchteten Großen und die vorgefundenen Lebensmittel wurden verteilt. Wie gesagt, der Vorrat war nicht groß, aber für einige Tage waren die notwendigsten Lebensbedürfnisse gedeckt und wer denkt an später, wenn im Momente der Hunger, dieses hohläugige Ungeheuer, am innersten Marke des Lebens zehrt? . . . Auch die Belagerer ruhten mit dem Angreifen eine kurze Zeit. Es war ein Moment der Erholung für das arme Volk, ein sekundenlanges Sammeln der geschwächten und ermatteten Kräfte, zum weiteren Kampf, zum weitern Elend. Es war wie das matte, unsichere Aufflackern eines Dochtes, bevor er auf immer verlöscht. . . .

Zipporas Name war bald im Munde aller, ein Stern Israels wurde sie genannt; denn wo sie hintrat, da verlor das Elend sein schauerliches Gepräge, und wurde sanfter und milder. Von Haus zu Haus ging sie, wo Seuche und Jammer wohnten, helfend, tröstend, ermahnend und das verzweifelte Herz besänftigte sich, die starrsten Züge lösten sich, wenn ihr starkes, erhebendes Wort ertönte und ihr dankbar von Liebe und Mitleid strahlender Blick traf.

Auch Abner wurde krank und die Königstochter zog in sein Haus als Samaritanerin ein.

(Fortsetzung folgt.)

Für den Inseratenteil ist die Redaktion nicht verantwortlich, insbesondere nicht hinsichtlich des rituellen Charakters der empfohlenen Waren.



Herausgegeben von Dr. P. Kohn, Ansbach, und Dr. E. Weill, Buchsweiler i. E. — Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.